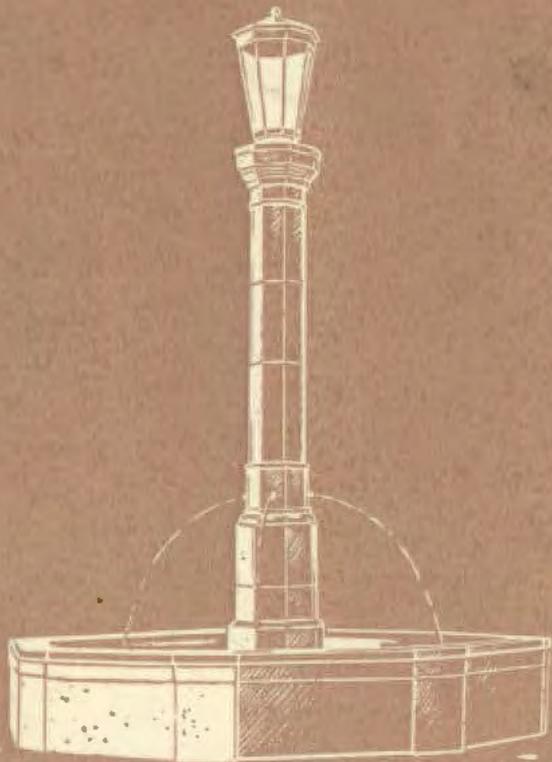


HEIMATBUCH



der Gemeinde Wadern



Am 12. Februar 1962 verlieh die Regierung des Saarlandes, Minister des Innern, der Gemeinde Wadern das Recht, das vorstehende abgebildete Wappen, als Gemeindewappen zu führen.

HEIMATBUCH

der

Gemeinde Wadern

1963

Bilder, Geschichten und Ausschnitte
aus der Geschichte des Marktfleckens Wadern.

Auf Anregung des Bürgermeisters zusammengestellt
von Hans Schwendler,
Hauptlehrer i. R., Wadern

Herausgeber: Gemeinde Wadern

Schriftleitung: H. Schwendler, Hauptlehrer i. R.
Robert Schwendler
Josefine Wolf
Robert Heinrichs
Nikolaus Karls

Fotos: Jos. Lohrig, Fulsting, Plettenberg, Rech

Druck: Merziger Druckerei + Verlag GmbH Merzig

Verlag: Gemeinde Wadern

Gedruckt mit Unterstützung des Ministers für Kultus, Unterricht
und Volksbildung in Saarbrücken



Gesamtansicht von Wadern

*Meinen ehemaligen Schülerinnen und Schülern
zur Erinnerung,
der Bevölkerung und allen Freunden unseres schönen
Heimatortes Wadern zur Anregung
zugeeignet*

Der Verfasser



Vorwort

Im Sommer des Jahres 1962 kam mir der Gedanke, anlässlich der Wapenverleihung und der Brunneneinweihung, die Geschichte unserer Gemeinde in einem Heimatbuch festzuhalten. Diesen meinen Wunsch trug ich Herrn Schwendler, Hauptlehrer i. R., vor, der meiner Bitte gerne nachkam. Somit ist die Geschichte der Gemeinde Wadern von der Entstehung bis zu dem heutigen Tage in diesem Buch festgehalten. Ich wünsche, daß dieses Heimatbuch eine gute Aufnahme findet und vor allem der Jugend einen Einblick in die Geschichte des Ortes vermittelt. Das Buch soll dem besonderen Zwecke, den Heimatgedanken zu vertiefen, dienen. Wer die Heimat in ihrem ganzen Wesen erfaßt, wird sie lieben. Mein Dank gilt allen, die an der Gestaltung dieses Buches mitgewirkt haben.

Wadern, im Oktober 1963

E. Molter Bürgermeister

Zum Geleit

Die Gemeinde Wadern hat die Freude, ein sehr seltenes Fest zu feiern. Gilt es doch nicht nur, das von der Landesregierung verliehene Wappenrecht und die hierzu traditionelle Verleihungsurkunde aus der Hand des Herrn Innenministers entgegenzunehmen, sondern auch das Wahrzeichen des Marktfleckens, den Brunnen, nach seiner Restaurierung wieder einzuweihen. Es ist also doppelt Grund vorhanden, den beiden Festtagen mit Erwartung und Freude entgegenzusehen. Die Wiedererrichtung des Brunnens hat gewiß etwas auf sich warten lassen, jedoch sind die mannigfaltigen Schwierigkeiten, die damit verbunden waren, wohl größtenteils bekannt. Hier halten wir uns am besten an das alte Sprichwort: „Was lange währt...“ Den vielen Gästen, die am 19. und 20. Oktober Wadern besuchen werden, wird sicher sofort ins Auge fallen, daß sich der Ortskern sehr zu seinem Vorteil verändert hat.

Es ist in den letzten Jahren gewiß vieles geschehen, was nicht nur der Bevölkerung des Ortes zur Freude gereicht. An dieser Stelle habe ich einige herzliche Dankesworte zu sagen. Ein besonderes Wort des Dankes sei hier der Landesregierung, ohne deren weitherzige Unterstützung vieles nicht möglich gewesen wäre, gesagt. Daß Wadern heute zu den schönsten Gemeinden des Kreises zählt, ist aber auch weitgehend der Mitarbeit der Bürger der Gemeinde zu danken. Hier darf ich aber auch seitens der Verwaltung dem Bürgermeister und dem Gemeinderat herzlichen Dank sagen für die stets vorbildliche Zusammenarbeit im Interesse der Bürger von Wadern. Ich darf offen sagen, daß es mir Freude macht, hier wirken zu dürfen. Im kommunalen Teil dieses Heimatbuches mögen sie ersehen, was nach dem Kriege und vornehmlich in den letzten Jahren an kommunaler Arbeit zu leisten war und erreicht wurde. Auch dem Autor der Geschichte der Gemeinde, Herrn Hauptlehrer i. R. Schwendler, ist für seine mühevollen Arbeit herzlicher Dank gewiß. Möge dieses Heimatbuch der derzeitigen Generation viel Freude bereiten und unserer Jugend und kommenden Generationen die Geschichte der Gemeinde lebendig erhalten und stets deren Heimatliebe wecken.

Wadern, im Oktober 1963

Herbert Klein Amtsvorsteher



Vorwort

Das Vorwort wird immer dann geschrieben, wenn die Arbeit fertig vorliegt. Ein Vorwort ist eine Entschuldigung und eine Bitte. Eine Entschuldigung dafür, daß man die Arbeit dem Leser anbietet, eine Bitte, er möge sie nicht achtlos weglegen. Aber das mag er selbst entscheiden.

Die vorliegenden Blätter sind keine vollständige Geschichte des Ortes Wadern, aber ich kann dem Leser versichern, daß alles, was darin steht, der Wahrheit entspricht, wie ich sie aus den Quellen entnommen habe. Es ist nichts vollkommen hier auf Erden, auch die Geschichte von Wadern nicht. Darum finden wir schöne und unschöne Bilder. Eine Geschichte der Herrschaft Dagstuhl soll gar nicht gegeben werden. Wenn einmal ein Geschichtsschreiber sich damit beschäftigt, weiß er wohl mehr zu berichten, aber wahrer als wahr kann seine Darstellung nicht sein.

Wer fast ein Menschenalter lang in Wadern gelebt hat, mit der Jugend aufgewachsen ist und sie fürs Leben vorbereitetete, ist auch mit dem Orte verbunden und verwachsen, zumal dann, wenn ihn das Schicksal in solchen turbulenten Tagen auf eine verantwortungsvolle Stelle geschickt hat.

Wer viel erfahren hat, weiß manches zu erzählen und — noch mehr zu verschweigen.

Wadern, im Oktober 1963

Hans Schwendler

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Aus der Geschichte des Marktfleckens Wadern	13
Die zwölf Stockbauern	18
Wadern in den Zeitläuften des Mittelalters	25
Die Leibeigenschaft	28
Der Waderner Hexenprozeß, 1625-1626	31
Wadern zur Zeit des 30jährigen Krieges	41
Graf Joseph Anton von Oettingen und der Ort Wadern	42
Waderner Soldatenzeit unter Graf Joseph Anton	45
Graf Joseph Antons Tätigkeit in Wadern	48
Das Marktrecht und die Märkte in Wadern	53
Reminiszenz um den Marktbrunnen	58
Gruß der Brunnen-Nixe	61
Lauers Schloßchen	62
Schöne Haustüren in Wadern	63
Das ehemalige Kapuzinerkloster auf dem Christianenberg bei Wadern	64
Die Apotheke in Wadern	72
Der Kampf um Abschaffung der Lieferungen und Dienstpflichtjahre auf Schloß Dagstuhl	74
Waderner Wirtschaftsleben im 19. Jahrhundert	79
Das Haus Post-Klauck-Patheiger in Wadern	82
Aus der Geschichte der katholischen Pfarrkirche zu Wadern	87
Das Elisabethenkrankenhaus in Wadern	94
Vom Waderner Elisabethen-Verein	99
Die evangelische Kirchengemeinde Wadern	99
Die Eröffnung der Hochwaldbahn 1897	101
Vom Schulwesen in Wadern	102
Die Waderner Ausstellung und der historische Festzug im Jahre 1930	105
Wadern während des Krieges	108
Das elektrische Licht und Waderns Anschluß an die Gegenwart	111
Zum Abschluß: Erklärung einiger Waderner Namen	112
„Waderner Wend“, Gedicht in Waderner Mundart	116
Schlußwort zum heimatgeschichtlichen Teil	116
Kommunalpolitischer Teil	117
Prolog zur Einweihung des wiedererrichteten Marktbrunnens	125

Aus der Geschichte des Marktfleckens Wadern

Wie alt ist Wadern?

Wenn von der Geschichte des Ortes Wadern die Rede ist, beginnt sie meist mit der Tatsache, daß im Mittelalter in Wadern 12 Stockbauern wohnten, die sowohl den Gemeindebann als auch das Jagdrecht besaßen.

Symbolisch dargestellt wird diese Tatsache durch ein „Zwölfender-Hirschgeweih“, wobei die Zackenzahl die Anzahl der Bauern, das Hirschgeweih an sich das Jagdrecht versinnbildlichen soll.

Somit wäre Wadern eine im Mittelalter — also in der germanischen „Ausbauzeit“ — entstandene Siedlung. Diese Annahme ist ein Trugschluß und entspricht durchaus nicht der geschichtlichen Wahrheit. Wir müssen die Geschichtsforschung befragen. Sie liefert uns dann den Beweis, daß der Ort Wadern — wie auch die Orte Wadrill und Wedern — viel älter sind, als allgemein angenommen wird, und daß sie nicht erst im Mittelalter entstanden sind. Wenn sie mittelalterliche Siedlungen wären, trügen sie doch dementsprechende Namen, die uns aus der Siedlungsgeschichte jener Zeit noch alle überliefert sind.

Der Name eines Ortes schlechthin läßt immer einen Rückschluß auf seine Gründungszeit zu, während sich in den Flurnamen die Geschichte des Ortes widerspiegeln.

Der Name Wadern hat ebenso wie die Orte Wadrill und Wedern als Stammwort die Silbe „vad, ved“.

Max Müller, der beste Heimatkenner und Forscher unserer Zeit und Gegend, ehemals Amts-Bürgermeister in Wadern, wo er am 21. August 1937 starb, schreibt darüber in seinem grundlegenden Werke: „Die Ortsnamen im Regierungsbezirk Trier, I. Teil, Seite 53, wie folgt:

Die drei Orte liegen an der Wadrill, nach der sie auch benannt sind. Grundwort — ella, ala, ula. Das Bestimmungswort enthält den Stamm „vad, ved“, aus der Wurzel „ud“ = feuchtsein, naß sein. Es geht auf die sanskritische Wurzel „udra“, altindisch „udan“, griechisch „hydor“, germanisch „vatra“, gotisch „wato“, althochdeutsch „wazzar“, englisch „water“ zurück und bedeutet „Wasser“.

Wadern ist also „der Ort am Wasser“. Diese Benennung ist leicht verständlich; denn etwa 1 km südlich des Ortes vereinigen sich die drei Hochwaldgewässer in dem großen Bach, der Prims, deren Name

übrigens — nach Dr. Steinhausen — der Urnenfelderzeit entstammt (1200 v. Chr.).

Wenn man bedenkt, daß alle uralten Orte stets nach den Gewässern benannt wurden, an denen sie lagen (so z. B. Ruwer an der Ruwer, Dhron an der Dhron, Idar am Idarbach, Kirn an der Kyr — heute Hahnenbach genannt —, Lieser an der Lieser, Alf an der Alf), so erhärtet sich daraus die Tatsache, daß Wadern eine uralte Siedlung ist, die nach „den Wassern“ benannt wurde. Und da alle die oben angeführten Flußnamen vorgeschichtlicher Herkunft sind, dürften auch die daran liegenden Orte jener Zeit entstammen. Es hätte doch kein Ortsgründer im Mittelalter seiner Siedlung einen Namen gegeben, dessen Wurzelwörter dem Sanskrit entstammen.

Der vorgeschichtliche Mensch sagte einfach: „Wir gehen zu den Leuten, die an ‚den Wassern‘ wohnen“, oder auch „die an der Ruwer, an der Drohn, an der Idar usw. wohnen“, und so übertrug sich der Name des Gewässers ohne weiteres auch auf die Siedlung. Das primäre Namenselement ist doch der Gewässername, der von den ersten Siedlern geprägt wurde.

Aber noch andere Gründe sprechen für die vorgeschichtliche Entstehung des Ortes.

Unweit von Wadern vereinigten sich zwei vorgeschichtliche Straßen: die Urzugstraße des Hochwaldes, auch Salzstraße genannt, die — nach Dr. Karl Schumacher — schon vor mehr als 10 000 Jahren benutzt wurde, mit der von der Mosel über das Gebirge herkommen-



Schloß Dagstuhl

den Weinstraße. Daß sich diese beiden Straßen hier vereinigten, liegt darin begründet, daß die Weinstraße — deren Namen übrigens erst im Mittelalter geprägt wurde — großenteils das Wadrilltal benutzte, und die Wadrill als einziges Hochwaldgewässer den Gebirgskamm durchbricht, also einen Weg bot, den man bei keinem anderen Hochwaldwasser vorgezeichnet fand. Nicht weit vom heutigen Dagstuhl — sowohl Burg als auch Schloß — entfernt liegt die Vereinigungsstelle dieser beiden Straßen, dort nämlich, wo heute noch der gewaltige Generalstabsbunker steht.

An der Urzugstraße des Nied-Prims- und Nahetalgrabens lagen je eine Tagereise voneinander entfernt die Haltestationen, so von Metz an gerechnet: Busendorf, Pachten, Wadern, Birkenfeld, Idar-Oberstein, Kirn, Sobernheim, Kreuznach. Läßt man nun Wadern nicht gelten, so findet sich von Pachten (*colonia crutisionis*) aus bis Birkenfeld keine Haltestelle, was aber die Leistung einer Tagereise überschreitet.

Auch die von Hermeskeil durchs Löstertal heranführende Straße sowie die Straßen von Losheim, die von Trier, Birkenfeld und Tholey mündeten in dem Zentralschnittpunkt des Waderner Raumes, und das charakteristischste Kennzeichen dieser Straßen sind die vorgeschichtlichen Grabhügel, die wir überall finden.

Es wäre ja mehr als merkwürdig, wenn der vorgeschichtliche Mensch auf seinen Zügen die günstige Lage des heutigen Ortes Wadern nicht beachtet und ausgenutzt hätte.

Auf dieser alten Urzugstraße wurde auch der Rötel transportiert, wie der Bernstein aus dem Ostseegebiet.

Die archäologischen Funde in den ägyptischen Königsgräbern berichten aus der Zeit des Pharaos Sahure aus der V. Dynastie (2487 bis 2473) über Waffen- und Schmuckfunde, die außer mit Edelsteinen auch mit Bernstein verziert waren. Und eben dieser Bernstein wurde auf der Urzugstraße vom Norden nach dem Süden als Handelsware mitgeführt, und diese Urzugstraße durchlief den Waderner Raum.

Daraus erkennt man, daß schon in jener Zeit mit einer Siedlung im Waderner Gebiet gerechnet werden kann (vgl. die Abhandlung „Die Urzugstraße am Südhochwald“ in „Saarheimat“ Nr. 7/8 von August-September 1961).

Im Kräwig, an der alten Straße, fand man ein Steinbeil. Wenn dieser Fund, für sich allein betrachtet, auch noch keinen schlüssigen Beweis für eine Dauersiedlung abgibt, so ist er immerhin ein Beweis für die Tatsache, daß zur Jungsteinzeit (5000-2000 v. Chr.) schon Menschen hier weilten.

Nehmen wir nun noch die Höhlen im Belscheid hinzu, die — charakteristisch für vorgeschichtliche Wohnhöhlen — am Wasser lagen,

jedoch so, daß kein Hochwasser sie bedrohen konnte, haben wir einen weiteren Beweis für die vorgeschichtliche Besiedlung. Die Anlage der Höhlen geschah in einer Verwerfung des Gebirges, ihre Anlage war also von der Natur vorbereitet.

Aus der KeltENZEIT (500 v. Chr. bis zur RöMERZEIT) besitzen wir unbestreitbare Zeugen einer Besiedlung. Nicht weit vom Orte Wadern entfernt liegen im Fahrwald an der alten Verkehrsstraße etwa ein Dutzend Grabhügel, die wohl nicht vorhanden wären, wenn keine Siedlung bestanden hätte. Woher sollten sonst die hier bestatteten Menschen stammen?

Aber die Kette ist noch nicht abgeschlossen.

Ganz am Orte, nahe der Wadrill, liegt „der Brühl“. Diese Flurbezeichnung entstammt der keltischen Sprache und ist abgeleitet vom keltischen Worte „bruchal, brual“ (Max Müller, Ortsnamen I., S. 61; desgl.: Urgeschichte des Westrich, S. 110-111; ebenso Pfarrer Schmitt: Kreis Saarlouis, S. 137; auch bei Vollmann, Flurnamensammlung, S. 32, und im 6. Jahrbuch des Vereins für Heimatkunde des Kreises Merzig, S. 14).

Der Brühl bezeichnet eine Art gut bewässerte Wiese, die im Mittelalter „broillum“ oder „brolium“ genannt wurde.

Dicht am Orte, gegenüber dem Brühl, haben wir das „Belscheid“, einen schroffen, steilen Felshang, der das Gelände vom Wadrillbach scheidet. Das Grundwort „bel“ oder auch „bil“ entstammt ebenfalls der keltischen Sprache (Obermüller, deutsch-keltisches geschichtlich-



Blick auf die Straße am Fuß des Belscheid mit Johannesstatue und Nußbaumallee (Birkenfelder Straße)

geographisches Wörterbuch) und bedeutet spalten, trennen; (haben wir dieses Wort nicht auch in unser deutsches Wort Beil übernommen?).

Wir haben weiterhin nördlich von Wadern am Butterborn die keltische Menhirsage, die auch vom Oberlösterner Menhir erzählt wird. Sie wird ebenso berichtet vom Frauenbillenkreuz auf der Ferschweiler Höhe wie von verschiedenen Orten in Luxemburg und Belgien (siehe Jos. Hees in Luxemburger Volkskunde, S. 22 und 23).

Der Ortsteil Steinrötsch, d. h. Rodung am Stein, weist ebenfalls auf die KeltENZEIT hin. Der Boden der Steinrötsch besteht aus rotem permischem Sand und nicht etwa aus Stein. Vielmehr stand dort wie in Oberlöstern ein keltischer Menhir, ein Langstein, und er ist heute noch in der Seitenmauer der katholischen Kirche zur Straße hin zu sehen, wo er — freilich nur in seiner ursprünglichen Hälfte — als gewaltiger Eckstein vermauert wurde.

Wie kommen nun diese keltischen Wörter, Sagen und Gebräuche nach Wadern, wie die keltischen Flurbezeichnungen, wie der Name Wadern überhaupt, dessen Spuren in die Vorgeschichte hineinreichen, wenn der Ort — wenn auch nur in seinen Anfängen — damals nicht bestand?

Der Ort hat ebenfalls wie alle alten Siedlungen (Losheim, Mitlosheim, Mettnich, Kastel) krumme, winkelige Straßen, die aus Verteidigungsgründen eine solche — man würde heute sagen „unsinnige“ — Führung erhalten haben. Spätere Gründungen, z. B. Lockweiler, haben diese Straßenkrümmungen nicht.

Aus der RöMERZEIT hat Wadern ebenfalls unbestreitbare Funde. Zunächst sei der Fund der Oberteile von zwei Spitzamphoren erwähnt (sie sind im Saarlandmuseum in Saarbrücken zu sehen), und dann noch die Freilegung eines römischen Brunnens anlässlich der Kanalisierung der Ober- und Morscholzer Straße. Der Brunnen liegt in der Vereinigungsstelle der beiden Straßen und ist in der gleichen Technik und Größe ausgeführt wie der vor einigen Jahren bei Ausschachtungsarbeiten in Biel freigelegte Brunnen, den der damalige Konservator Dr. Keller als römische Anlage bezeichnet hat.

Aus alledem geht hervor, daß Wadern keine mittelalterliche Ortsgründung ist. Die Orte jener Zeit haben ganz andere Namenbildungselemente, z. B. auf -dorf, -ingen, -heim, -feld, -rod, -rath usw., während der Name Wadern gar kein deutschsprachiges Gebilde ist. Man kann doch auch nicht annehmen, daß ein mittelalterlicher Ortsgründer einen Namen wählte, dessen Grundworte in die Ursprache der Menschheit, ins Sanskrit, zurückgehen. Wadern hat schon zur Zeit der germanischen Besitzergreifung unserer Heimat bestanden, und erst recht im Mittelalter.

Die zwölf Stockbauern von Wadern

Was bedeutet dieser Name? Die zwölf Stockbauern waren Vollbauern und Landbesitzer. Sie rodeten den Wald und nahmen das Ackerland als Eigentum in Besitz. Als später das römische Recht bei uns eingeführt wurde, machten sich die Herrschaften zum Eigentümer der Ländereien. Für die Überlassung des Bodens mußte der Stockbauer dann eine Abgabe zahlen. Vom Getreide war es die siebente Garbe, Medem oder Medum genannt. Später wurden diese Abgaben in Geld entrichtet, und die herrschaftlichen Rentenkammern besorgten dann die Finanzgeschäfte.

Ein Stock umfaßte etwa 60 Morgen Land (auch in anderen Orten gab es Stockbauern). Die Größe des Stocklandes änderte sich mitunter, namentlich in den Orten, in denen die Bevölkerung zunahm und das Land dann neu verteilt wurde. So umfaßte ein Stock schließlich nur noch 40, später 30 Morgen Land. Kleiner durfte er nicht sein, weil sonst für eine Familie die Ernährungsgrundlage fehlte. Seit der Kurfürst und Erzbischof Christoph von Soetern sein Fideikommiß schuf, beanspruchte er allein den vollen Besitz aller Ländereien. Die Bauern waren also nur Erbpächter (Max Müller im Ausstellungsbuch S. 36). Der Besitz vererbte sich nach dem Tode des Inhabers auf das erstgeborene Kind. Starb dieses oder war es ein Mädchen, das einen „Fehltritt“ beging, so trat das zweitgeborene Kind in die Erbfolge ein. Wenn keine unmittelbaren Nachkommen vorhanden waren, zog die Herrschaft das Gut ein und vergab es an einen anderen Besitzer nach ihrem Gutdünken.

In der Herrschaft Dagstuhl überhaupt gab es 167 Stockgüter, die jedoch nicht alle gleich groß waren. Die Übergabe eines Stockgutes an einen neuen Erben ging mit besonderem Zeremoniell vor sich und hieß „Empfängnis“. Sie fand alljährlich — wenn nötig — im November beim Oberamte statt. Der „Empfänger“ leistete der Herrschaft einen Eid, in dem er gelobte, daß er ihr stets treu, hold und gewärtig sei (also zu ihren Diensten bereit sei), daß er die übernommenen Güter in ihrer Größe ungeschmälert, unverändert und in gutem Zustand halten wolle, daß er den anfallenden Dung nicht verkaufen, sondern wieder in die Güter bringen wolle; daß er ferner diese Güter weder teilen noch verkaufen noch verpfänden werde.

Wenn der Besitzer starb, durfte die Witwe überhaupt, die Kinder bis zur Großjährigkeit auf dem Gute verbleiben. Wer von den Kindern das Gut nicht in Erbpacht bekam, erhielt eine Geldentschädigung, die bei Erwachsenen sechs Wochen nach Antritt der Erbschaft, sonst bei Eintritt der Großjährigkeit zu zahlen war. Diese Bestimmung war gut durchdacht und angebracht für die Söhne, die

ein Handwerk erlernten. Sie konnten somit allerlei Anschaffungen machen und die entstehenden Unkosten bestreiten. Die Erbschaft umfaßte Haus, Hof, Garten, Mobilien und die auf dem Felde stehende Frucht.

In einem amtlichen Bericht heißt es: „Die Herrschaft läßt nämlich nicht eine Furche teilen; denn wenn die Güter immer mehr geteilt und zerrissen würden, könne danach keiner recht frönen.“

(Anmerkung vom Verfasser: Wie gut das war, hat sich im Laufe der Geschichte gezeigt; denn als das Teilungsverbot aufgehoben wurde, zersplitterte der Landbesitz in manchen Orten dermaßen, daß man die einzelnen Parzellenteile „mit einer Schürze“ zudecken konnte, namentlich dann, wenn es sich um hochwertiges Land handelte. Heute sucht man durch die Flurzusammenlegung dem Übel zu steuern.)

Als sich aber im Laufe der Jahre auch in der Grafschaft Dagstuhl die Zahl der Einwohner vermehrte, gab der Graf schließlich nach, und eine Reihe von Stockbauern konnte frei über ihre Güter verfügen. Die Unteilbarkeit brachte es zwangsläufig mit sich, daß z. B. die jüngeren Geschwister des Stockbauern nicht heiraten und eine eigene Familie gründen konnten, weil sie keine Ernährungsgrundlage hatten. (Im Zeitalter der Industrialisierung wurden diese Verhältnisse einfach über den Haufen geworfen; denn nicht mehr Grund und Boden sind die Ernährungsgrundlage, sondern die Arbeitskraft, die sich der Industrie zur Verfügung stellte und so ihr Geld verdiente.)

Wenn die Güter geteilt wurden, hatte die Herrschaft oft Mühe, die Abgaben zu erhalten. Sie ordnete deshalb an, daß von dem neuen Besitzer die Gefälle aufzubringen und dann anteilmäßig zu verteilen seien.

Der Graf bestimmte jedoch im Jahre 1769, daß kein Grundstück an einen anderen Adligen oder einen Geistlichen verkauft werden dürfe, daß die Besitzer der Ländereien die Gemeindelasten zu übernehmen hätten und daß ein Gut mindestens 20 Morgen Pflugland, 6 Morgen gute Wiesen oder 8 Morgen einer geringeren Art mit wenigstens 15 Wagen Heuwachstum umfassen müsse.

Der Stock — also die Größe einer Ackernahrung, späterhin auch Hufe genannt — mußte stets in bestem Zustande erhalten werden. Das machte der Graf am 4. Februar 1773 zur besonderen Auflage. Auch mußte von jedem Stockbauern oder Inhaber der Hufe eine jährliche Abgabe entrichtet werden.

Außer den schon genannten 167 Stockbauern gab es während des 18. Jahrhunderts in der Grafschaft — also vor der französischen Revolution — noch 22 „Einspännige“. Das waren keine Vollbauern.

Sie hatten weniger Land und durften auch nur ein Pferd halten, dazu vier Stück Rindvieh oder statt des vierten Rindviehes drei Ziegen. Die Vollbauern sahen auf die Einspännigen geringschätzig herab und waren nicht gut auf sie zu sprechen. Vor allem wehrten sie sich dagegen, daß ein Einspänniger ein zweites Pferd einstellte.

Auch gegen die Herrschaft setzten sich die Vollbauern oft zur Wehr, wenn sie sich in ihren Rechten beeinträchtigt sahen. Vor allen Dingen drangen sie darauf, daß das ihnen zugewiesene Land ihr Eigentum werde. Dagegen setzte sich die Herrschaft wiederum energisch zur Wehr, weil sie das Land als Herrschaftsbesitz betrachtete. Ein solcher Zustand führte natürlich zu Reibereien und Prozessen, und am Reichskammergericht zu Wetzlar liegen die Akten der unerledigten Streitobjekte heute noch, ohne daß je eine Entscheidung getroffen wurde.

Die geschichtliche Entwicklung des 18. Jahrhunderts hat aber alles kurzer Hand hinweggefegt, die Herrschaften wie das Reichskammergericht samt den anstehenden Prozessen. Die französische Revolution schuf reinen Tisch, und die Bauern wurden Eigentümer ihrer Ländereien.

Außer den Bauern und Einspännigen gab es aber auch Untertanen, die man „Hintersassen“ nannte, Leute ohne Land, die bei der Herrschaft oder den Vollbauern arbeiteten. Heute würde man sie Tagelöhner nennen. Sie wohnten in einfachen, meist mit Stroh gedeckten Hütten. Sie hatten zwar keinen Anteil am Waldbesitz, durften aber an bestimmten Tagen im Walde Holz sammeln, dabei jedoch kein Schneidwerkzeug benutzen. Sie durften also Lese- oder Raffholz heimbringen.

Auch die Waderner Handwerker gehörten nicht zu den Stockbauern. Im ganzen sollen im 18. Jahrhundert in Wadern außer den Stockbauern etwa 35 Familien gewohnt haben, deren Häuser mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren, obwohl die Herrschaft verlangte, daß diese Dächer abgeschafft werden müßten und in Zukunft nur noch Ziegeldächer zu erstellen seien.

Aus jenen Zeiten der Stroh- und Schindeldächer stammen die Namen Schafdecker (die Strohbindel hießen „Schäfchen“), Hutmacher und Schindler. Heute lebt die Erinnerung an die Strohdächer nicht mehr im Volke.

Die Bauern mußten für die Herrschaft Frondienste leisten. Die Pflicht erstreckte sich jedoch nicht auf Frau und Kinder.

In der Fronde wurden Holz, Steine, Sand, Kalk zu den Bauten herbeigebracht. In der Fronde wurden die Weinfuhren an die Mosel ausgeführt (siehe den Namen „Weinstraße“); in der Fronde wurde die Ernte eingebracht, gepflügt, gesät, Holz geschlagen und klein-

gemacht. In der Fronde wurden die Wiesen gemäht, und in der Fronde spielten die Bauern die Treiber bei den großen herrschaftlichen Jagden.

Das schlimmste Übel war die Abgabe des „Besthauptes“, das aber nicht nur die Waderner Untertanen betraf, sondern überall gebräuchlich war wie der Zwang, auf den Bannmühlen das Getreide mahlen zu lassen. Dieses Zwanges — der recht böses Blut machte — hat sich sogar die Sage angenommen, und sie ist im Brotreinert von Dagstuhl bis in unsere Tage überliefert (siehe:ENZWEILER, Sagen und Geschichten des Kreises Merzig, Seite 104: Die Sage vom Brotreinert auf Burg Dagstuhl).

Wer waren nun die zwölf Waderner Stockbauern?

Man kennt sie noch alle, d. h. ihren Namen, ihre Häuser und ihre besonderen Aufgaben.

Zu nennen wären als Stockbauernhäuser in alphabetischer Ordnung:

1. Backesbauer, heute Gasthaus Brees-Feltes, Unterstraße. Er hatte die Aufsicht über das Gemeindebackhaus.
2. Bechterbauer, heute das Anwesen der Familien Simon auf dem Christianenberg Nr. 12 und 13.
3. Dellwingsbauer, heute das Anwesen Peter Schwarz auf dem Christianenberg Nr. 23.
4. Glocknerbauer. Er wohnte in dem Anwesen Günster in der Kräwigstraße Nr. 10, 12, 14 und bekleidete wohl eine kirchliche Dienststellung.
5. Koppbauer, heute noch Schneiderkopps genannt, Oberstraße 40. Die Familie bewohnt jetzt einen Neubau an der Morscholzer Straße.
6. Kosbauer, heute Karl Müller, im Kräwig 17. Er soll die Feuerwehr befehligt haben. Er zog auch die Steuern, Zölle und Gefälle ein. Bei seinem Hause stand der Schlagbaum. Über die Bedeutung des Namens „Kos“ siehe Kluge-Götze, Etymologisches Wörterbuch, S. 541, wo ausgeführt ist, daß der Name von „Schoß“, gleich Zuschuß, Einziehung der Steuern und Abgaben, abgeleitet ist.
7. Ludemsbauer, jetzt Haus Mehn-Blasius, Oberstraße 37 (Ludems Kreuz).
8. Lochemsbauer, jetzt Haus Dietrich, Christianenberg 1. Es war später die Wohnung der Kapuzinerpatres, bevor das Kloster fertiggestellt war.

9. Mäschbauer, jetzt Geschäft Mörsdorf, Bahnhofstraße 8. Dieser Bauer war der Ortsbürgermeister, der „Maire“.
10. Schülzenbauer, jetzt Geschäftshaus Koch, Unterstraße 21-23. Er war der Hochgerichtsschulze, der die Leute zum Gerichtstage einberief. Das Haus Koch ist das einzige noch in Wadern erhaltene fränkische Bauernhaus mit Langhaus und Querbau.



Haus Koch, das letzte fränkische Bauernhaus in Wadern

11. Selvesbauer oder Seldesbauer, jetzt das Anwesen der Familie Barbian in der Bahnhofstraße 3-5. Dieser Bauer hatte die an die Herrschaft gesandten Boten zu beherbergen und ihre Reitpferde zu pflegen. Das Amt genoß ein besonderes Ansehen, verlangte aber auch besondere Aufwendungen. Von anderen Fronarbeiten war der Bauer befreit.
12. Sinnesbauer oder Sendesbauer, wohnte dort, wo das Gasthaus Josef Feltes und die Apotheke stehen. Er hatte die Kontrolle über die Maße und Gewichte. Darum ist auch später an der Apotheke die „Waderner Elle“ ($\frac{2}{3}$ m) angebracht worden.

Noch heute ist die Elle am rechten Seitengiebel der Apotheke zu sehen. Auch dieser Sinnesbauer war von den üblichen Fronarbeiten befreit, mußte aber die herrschaftlichen Botengänge ausführen. Als Entschädigung bekam er je Meile 14 Pfennige, d. h. je km 2 Pfennige.

Man darf sich über die Preise der damaligen Zeit im Verhältnis zu heute nicht täuschen lassen.

Aus dem Werkchen „Aus der Geschichte der Saar- und Bliesgend“ Seite 116-117 von J. Schütz, Wiebelskirchen 1908, sind fol-

gende authentische Angaben übernommen: Im 16. Jahrhundert, also ehe Graf Joseph Anton in Dagstuhl regierte, bekam eine Flachsarbeiterin in 30 Tagen ein fettes Schwein. Günstiger standen Gesellen, die je Tag einen Lohn verdienten, der dem Preis von 8-10 Pfund Ochsenfleisch gleichkam. (Wieviel kosten heute 10 Pfund gutes Ochsenfleisch?) Ein Tagelöhner verdiente wenigstens 6-8 Groschen pro Woche, oft noch mehr.

Nun vergleiche man die Preise von damals mit denen von heute: Damals kostete ein Pfund Bratwurst 1 Pfennig, ein Pfund Ochsenfleisch 2 Pfennige, ein Paar Schuhe 2-3 Groschen (dazu handgemacht), ein Schaf 4 Groschen, ein Huhn einen halben Groschen, ein Klafter (4 Raummeter) Brennholz 5 Groschen, eine Elle besten Tuches 5 Groschen, ein Scheffel bestes Korn 6 Groschen 4 Pfennige.

Ein Tagelöhner konnte sich mit seinem Wochenlohn also folgende Waren kaufen:

Einen Zentner Bratwurst oder einen halben Zentner Ochsenfleisch, vier Paar Schuhe, zwei Schafe, sechzehn Hühner, ein und einen halben Scheffel Roggen, eine und eine halbe Elle besten Tuches oder ein und ein halbes Klafter Brennholz. In vier Wochen verdiente er soviel, wie eine fette Kuh kostete.

Kein Wunder, daß damals Gesellen, Arbeiter, Gesinde und andere in abhängiger Stellung lebende Stände so große Summen an Spenden aufbrachten.

Der Sennesbauer bekam also je km 2 Pfennige, d. h. er konnte für das Geld zwei Eier kaufen oder zwei Pfund Bratwurst (im 18. Jahrhundert). Da sage noch einer, erst die sozialistische Einstellung habe den Arbeitern den rechten Lohn gebracht.

Der Sennesbauer bekam als Lohn mehr, als heute für eine Fahrt im Mietauto bezahlt wird.

Ja, damals hat man auch schon zu leben gewußt, oft sogar ganz gut. Die damals langen Arbeitszeiten waren unterbrochen von langen und guten Mahlzeiten im Kreise des Arbeitgebers.

Es sei noch ein Preistarif angeführt, entnommen einer Veröffentlichung von Dr. Dehnke in der Saarbrücker Zeitung Nr. 179 vom 7. August 1957.

Die Angaben beruhen auf Untersuchungen Dr. A. Weitnauers und entstammen dem Jahre 1931.

Die angeführten Preise gelten für das Jahr 1623, und nun können wir Vergleiche mit den heutigen Preisen anstellen.

Zuvor folgende Anmerkung:

- 1 Reichstaler galt 360 Pfennig.
- 1 Reichsgulden (Gulden, auch Florin genannt) galt 240 Pfennige.
- 1 Gulden war auch 15 Batzen, der Batzen also 16 Pfennige.
- 1 Gulden war 20 Groschen, der Groschen also 12 Pfennige.
- 1 Gulden war auch gleich 30 Albus, der Albus also 8 Pfennige.
- 1 Gulden war auch 60 Kreuzer, der Kreuzer also 4 Pfennige.

Der Pfennig zählte 2 Heller.

Ein Tagelöhner erhielt außer der Kost bis 2 Batzen täglich als Lohn.

Und nun die Preise:

- 1 Pfund gutes, erstklassiges Rindfleisch kostete 1 Batzen, 4 Pfennige.
- 1 Pfund gewöhnliches Rindfleisch kostete 1 Batzen.
- 1 Pfund gutes Schweinefleisch kostete 1 Batzen, 2 Pfennige.
- 1 Pfund gewöhnliches Schweinefleisch kostete 1 Batzen.
- 1 Kalbsfuß kostete 8 Pfennige, also 2 Kreuzer.
- 1 Spanferkel kostete 2 bis 3 und $\frac{1}{2}$ Batzen.
- 1 Zicklein kostete 3 bis 5 und $\frac{1}{2}$ Batzen.
- 1 Gans kostete 3 bis 4 und $\frac{1}{2}$ Batzen.
- 1 Kapaun (Hahn) kostete 3 Batzen.
- 1 Huhn kostete 2 Batzen.
- 1 junger Hahn kostete 12 Pfennig bis 1 Batzen, also 1 Groschen bis 1 Batzen.

Eier bekam man zur Winterzeit für 1 Albus 4-5 Stück, zur Sommerzeit bekam man für 1 Albus 7-8 Eier.

Ein Pferd zu beschlagen kostete 4 Batzen.

Und noch weitere Angaben reizen zum Vergleich, auch solche über Schuhe und Kleidung.

Man beachte, daß die Preise aus dem 16, dem 17. und 18. Jahrhundert stammen!

Außer den genannten zwölf Stockbauern soll aber auch das Anwesen Scharf-Worst, Oberstraße 31 und 33, ein Stockbauernhaus gewesen sein. Doch fehlen Belege hierzu.

In Wadern gibt es dann außer dem unter Nr. 6 genannten Kosbauer noch eine „Kos“-Familie in der Oberstraße. Verwandtschaftliche Beziehungen bestehen jedoch nicht.

Das Gäßchen an der Apotheke vorbei heißt heute noch Sinnespfad oder „hinter Sinnen“. Das ehemalige Haus des Sinnesbauern wurde beseitigt, als Graf Anton von Oettingen-Soetern die heutige Apotheke erbaute, wobei er gleichzeitig den „kleinen Markt“ anlegte.

Wadern in den Zeitläuften des Mittelalters

Der Name des Ortes änderte sich im Laufe der Geschichte mehrmals. Im 10.-12. Jahrhundert wird Wadern in Beyers Urkundenbuch als Futra und Udera aufgeführt. Diese Schreibweise ist geradezu unverständlich, weil sie anormal ist. In „Görz“, mittelrheinische Regesten, hieß der Ort 1289 Wadren. In der „urkundlichen Geschichte des Kreises Merzig“ nennt ihn von Briesen aus dem Jahre 1488 Wadereren, 1489 heißt es: „Zu Waderen vur der Kirchenmuren under der Linden.“

In der Wallfahrtsurkunde des Erzbischofs Theoderich von 1222, die sich auf eine Verordnung der Erzbischöfe Albero und Rotbert bezieht, wird ein Ort Waderella an 70. Stelle aufgeführt. Dr. de Lorenzi bemerkt in seiner Geschichte der Pfarreien S. 610: Die Abtei Mettlach besaß schon sehr früh das Patronats- und Zehntrecht in Wadern. Wenn nämlich das Güterverzeichnis dieser Abtei von 1200 derselben die Kirche und den Zehnten in Waderella zuschreibt, so darf dies nicht auf Wadrill bezogen werden, welches der Abtei nie angehört hat.“

Da aber auch Wadrill in der Geschichte der Pfarreien S. 611 als Waderola und später als Wadrella und Waderoyl angeführt wird, da ferner in Beyers Urkundenbuch aus dem 12. Jahrhundert ebenfalls ein Wadrelle aufgezählt wird, muß eine dieser Benennungen falsch sein. Da Wadrill — das zum Archidiakonats Tholey gehörte — nicht zur Wallfahrt nach Mettlach verpflichtet werden konnte, muß mit dem genannten Waderella der Ort Wadern gemeint sein. Dieser Frage mögen sich die Namensforscher annehmen.

Soviel ist sicher, daß bereits 1289 zur Erbauung einer Kirche in Wadern ein Ablaßprivileg bewilligt wurde. In diesem Jahre war Wadern also bereits eine Pfarrei. In Trier regierte damals der Kurfürst und Erzbischof Boemund, der seinem Verwandten aus dem gleichnamigen Geschlechte der Grafen von Saarbrücken — der ebenfalls den Namen Boemund trug — um 1290 die Erbauung der Burg Dagstuhl gestattete.



Burgruine Dagstuhl
mit Wappen von Oettingen-Soetern

(Im Jahre 1197 wurde die Schwarzenburg erbaut, während die trierische Landesfeste Grimburg schon 1190 und 1192 erwähnt wird.)

Als nun Burg Dagstuhl entstand, widersprachen die Besitzer der Schwarzenburg dieser Burggründung, weil durch dieses Besitztum ihr Recht an Boden, Wald und Wild geschmälert werde. Es kam zu Streitigkeiten, die schließlich zum offenen Kampfe führten, als nämlich Kurfürst und Erzbischof Boemund die Schwarzenburg vom 10. August bis 14. September 1299 unter Mithilfe des Herzogs Friedrich von Lothringen und anderer Ritter belagerte und zerstörte. Damals mag nicht nur in Wadern, sondern in der ganzen Gegend Kriegsgeschrei gehört worden sein, weil der Schwarzenburger überall

plünderte und raubte, bis ihm der Kurfürst das unsaubere Handwerk legte, die Burg dem Erdboden gleichmachte und die Strauchritter nach Trier in die Gefangenschaft abführte. Als sich die Nachkommen besserten, durften sie ihre Burg unter Kurfürst Balduin wieder aufbauen, doch starb das Geschlecht derer von der Schwarzenburg später aus.

Die Streitigkeiten zwischen Dagstuhl und Schwarzenburg waren so heftig, daß sich sogar die Sage ihrer angenommen hat und die Sage von Sidonie, der weißen Frau von Dagstuhl und dem Ritter Rab von der Schwarzenburg entstand. Das „weiße Kreuz“ am Wege nach Dagstuhl soll der Schauplatz dieser Sage gewesen sein. Die Sage an sich ist ein Anachronismus; am Weißen Kreuz bei Dagstuhl wurde einmal ein Dagstuhler ermordet.

Daß der Abt von Mettlach in Wadern Grundrechte besaß, geht aus einem Jahrgedinge hervor vom Sankt Brixlustag (13. November) 1488, an welchem Tage sich der Abt Thielemann von Mettlach mit den Gemeinherrn (d. h. den gemeinsamen Besitzern) von Dagstuhl

in dem Dorf Waedern (Wadern) „vur der kirchenmuren under der Linde“ traf, um mit Abgesandten des Erzbischofs Johann und denen des Herzogs Reinhard von Bayern über die Beseitigung von allerhand „spanne und missel“ (d. h. Spannungen und Mißhelligkeiten) zu beraten (abgedruckt bei von Briesen, S. 303 uff.).

Dabei wurde von den Hochgerichtsschöffen entschieden, daß dem Abt von Mettlach und auch den Gemeinherrn von Dagstuhl als Erbrecht „alle gebott und verbott, zuck und fluck, wasser und weide, walt und waig, der vische uff dem sanne, das wildbrett uff dem Lanne, der vogell in der lueht, Vort, Front, font uff und under der erde, ellen, gesei, pont, maß und fort alle Herrlichkeit darbinnent anderscheidentlich“ zustehe, was, in unsere heutige hochdeutsche Sprache übersetzt, so lautet:

Dem Abte von Mettlach und den Gemeinherrn von Dagstuhl stehen als Erbrecht zu alle Gebote und Verbote, Zug und Flug (der Tiere), Wasser und Weide, Wald und Weg, der Fisch auf dem Sande und das Wild auf dem Lande, der Vogel in der Luft, Furcht (Ehrfurcht), Fronde, Funde auf und unter der Erde, Ellenmaße (Längenmaße), geeichte Maße (Hohlmaße), Gewichte und Maße (Flächenmaße) und so fort alle Herrschaftsrechte darinnen (in der Grafenschaft).

Und so kommen wir zu dem dunkelsten Kapitel der mittelalterlichen Geschichte: zu der Leibeigenschaft.

Zwar war die Grafschaft Dagstuhl reichsfreies Gebiet, und auf dem heutigen Marktplatz stand die „kaiserliche Freiheit“, eine Holzsäule mit der kaiserlichen Freiheitsbestätigung. Aber die Einwohner des Ortes waren an sich unfrei, und als diese Säule der kaiserlichen Freiheit einmal infolge Alters umstürzte, hat der Burggraf von der Grimburg ihre Wiederaufrichtung verboten, wodurch Streitereien zwischen Trier und Dagstuhl entstanden. Das geschah im Jahre 1654 nach den Angaben der damaligen Hochgerichtsschöffen. Der Name des Grimburger Burggrafen ist nicht angegeben, aber der Amtmann der Grimburg war damals ein Herr von Britzke. Zu den widersprechenden Zeugen zählte auch der Hochgerichtsmeyer.

Trier hat jedoch fernerhin seine Ansprüche nicht mehr unbedingt geltend gemacht, und als Graf Joseph Anton von Oettingen-Soetern 1760 die Herrschaft Dagstuhl übernahm, errichtete er an dieser Stelle



Der alte Marktbrunnen im Schnittpunkt
der drei Straßen
Im Hintergrund links Lauers Schloßchen

der kaiserlichen Freiheit den Waderner Marktbrunnen, womit er nun ungestört seinen alleinigen Besitz dokumentierte.

Die Stelle also, wo der — leider später entfernte und nicht wieder aufgerichtete — Marktbrunnen stand, ist ein geschichtlich denkwürdiger Platz, und wenn der Brunnen nun wieder aufgerichtet werden soll, findet diese große Stunde hoffentlich kein kleines Geschlecht vor. Die geschichtliche Vergangenheit ist auch hier verpflichtend.

Die Leibeigenschaft

Eines der unerfreulichsten Kapitel der Feudalzeit ist die Leibeigenschaft, die auch in der Grafschaft Dagstuhl herrschte, und zwar in scharfer Form, d. h.: die Untertanen gehörten zum Gut wie die anderen Gegenstände und Sachen. Wurde das Gut verkauft oder vererbt, so wurden die an die Scholle gebundenen leibeigenen Untertanen mit verkauft oder vererbt. Obwohl sie ohne den Verkauf des Gutes nicht an andere Herrschaften abgegeben oder abgeschoben werden konnten oder durften, sind doch Fälle bekannt, in denen Untertanen wie Ware verhandelt oder verschenkt wurden. Aus Wadern selbst ist ein solcher Fall nicht bekannt.

Über die Leibeigenschaft wurde soviel und so oft geschrieben, daß hier nur die wesentlichsten Punkte herausgegriffen werden sollen.

Wie kam es zur Leibeigenschaft?

Die ursprünglich freien Bauern stellten sich in den unruhigen Zeiten des Mittelalters unter den Schutz eines mächtigen Grundherrn

oder eines Ritters. Der übernahm nun ihren Schutz und verlangte dafür besondere Rechte, so z. B. die Pflicht der Untertanen, die Ländereien ihres Schutzherrn zu bebauen.

Im Laufe der Zeit verstanden es nun die Ritter und Herrschaften, entweder mit List oder Gewalt immer mehr Rechte an sich zu bringen, ja schließlich die Bauern ihrer persönlichen Freiheit zu berauben und in ein unwürdiges Abhängigkeitsverhältnis hineinzuzwingen.

Daß ein solches Verhältnis auf die Dauer unerträglich werden mußte, liegt klar auf der Hand.

Der Leibeigene durfte kein Land als persönliches Eigentum erwerben oder besitzen. Aller Grundbesitz gehört der Herrschaft. Nur Haus, Hof, Garten, Möbel, die Tiere und die Frucht auf dem Felde waren persönliches Eigentum. Beim Tode des Leibeigenen nahm der Graf oder die Herrschaft aus dem Stalle des Verstorbenen das Besthaupt, d. h. das beste Pferd oder ein Stück Rindvieh ohne Entschädigung fort. Aus Wadern wird berichtet, daß im Jahre 1754, als Peter Klauck gestorben war, die Herrschaft das beste Pferd aus dem Stalle nahm und es für 54 Gulden (108 Mark) verkaufte. Was kostet heute wohl ein solch wertvolles Pferd, um das die Familie des Verstorbenen betrogen wurde?

Der Leibeigene durfte nicht heiraten ohne Genehmigung des Guts herrn. Auch besaß er keine Freizügigkeit. Zog er dennoch fort, so mußte er 2 Gulden Abfindung bezahlen. Wer heimlich fortzog, durfte nicht wieder zurückkommen, sonst wurde er eingesperrt oder ausgewiesen.

Kein Leibeigener durfte ohne Genehmigung der Herrschaft ein Handwerk erlernen. An eine geistige Ausbildung war selbst bei guter Begabung nicht gedacht. Schulen gab es für die Untertanen nicht, somit blieben alle Kinder Analphabeten. Ihre Unterschrift bestand aus einem Handzeichen, meistens aus einem Kreuzzeichen, was dann der Notar bestätigte.

Die leibeigenen Untertanen waren im Gebiet der Herrschaft Dagstuhl zu „ungemessenen Fronden“ verpflichtet, d. h. sie mußten zur Arbeit antreten, wann und so oft es die Herrschaft verlangte. Nur etliche Untertanen waren davon befreit, weil sie andere Verpflichtungen zu erfüllen hatten. Sogar der später von der Herrschaft in Wadern eingesetzte Apotheker war zur Gartenarbeit für die Herrschaft verpflichtet.

Die Untertanen hatten dann ferner den „Zehnten“ abzuliefern, wovon aber die Kirche und der Pfarrherr einen Teil bekamen. Mitunter mußte aber auch die 7. Garbe (der Medem oder Medum) gegeben werden. Zudem waren Rauchhühner (von jeder Feuerstelle),

Rauchhafer, Schirmhafer, Eier, Wolle, Honig usw. zu liefern, Heu zu machen, Holz zu fällen, Baumaterialien herbeizuschaffen, wobei aber für die Arbeiter Essen und Trinken und für die Tiere das Futter gestellt wurde.

Zwar war nur der Leibeigene zu diesen Dienstleistungen verpflichtet, nicht aber Frau und Kinder. Dafür mußten die erwachsenen Kinder zwei Jahre ohne Lohn der Herrschaft dienen, was jedoch zu großen Zwistigkeiten führte.

Es hieße die Geschichte verfälschen, wenn nicht noch ein betrüblicher Zustand hier erwähnt würde: das *jus primae noctis*, das Recht der ersten Nacht. Mehr soll darüber nicht gesagt werden. Daß ein solcher Zustand, der jeder ehelichen Liebe und Frauentugend Hohn sprach, sich Jahrhunderte erhalten hat, ist uns Menschen des 20. Jahrhunderts unbegreiflich.

Schon vor der französischen Revolution brachen Bauernunruhen aus, weil die rechtlosen Untertanen „gegen den Stachel lökten“. Im Jahre 1764 wurde durch die aufgebrachten Untertanen aus Gehweiler und Wadern das herrschaftliche Gutshaus in Reidelbach niedergebrannt. Die Bauern, die sich schon 1526 an einem Aufstand „eini-germaßen“ beteiligt hatten, wurden mit je 4 Goldgulden Strafe belegt. Der Grund der Unruhe wurde dadurch aber nicht beseitigt, die Auflehnungen flammten immer wieder auf. Ein Anführer der unzufriedenen Untertanen war „der sehr rebellische“ Bauer und Schmied Johannes Göbel aus Noswendel. Die Bauern verpflichteten bei der Übergabe des Hausstaates ihre Söhne und Eidame, „fest bei der Stange zu bleiben und im Prozeß gegen die Herrschaft durchzuhalten“. Obwohl die Herrschaft dagegen einschritt, schwelte das Feuer der Unzufriedenheit heimlich weiter, auch in den anderen Orten der Grafschaft; jedoch gehören diese Widersetzlichkeiten nicht in die Ortschronik von Wadern. Unter den „Rebellen“ waren beherzte Männer, denen auch Gefängnishaft und Geld- wie Sachstrafen den Nacken nicht zu beugen vermochten.

Verständlich wird uns hierdurch die Tatsache, daß infolge solcher Rechtlosigkeit in den Herzen der Untertanen Haß und Groll gegen die Herrschaften aufkeimten, die sich dann, als die französischen Revolutionsheere in unsere Heimat kamen, in solch explosiven Formen entluden, daß die Herrschaften nahezu restlos verjagt wurden, ihre Güter verloren und nicht wiederkehren durften. Nur die geistlichen Herrschaften handhabten die Leibeigenschaft gelinder, so daß der Spruch aufkam: „Unter dem Krummstab (Bischofsstab) ist gut leben.“ Die scharfe Form der Leibeigenschaft im Dagstuhler Gebiet kam darin zum Ausdruck, daß man die Untertanen als „Dagstuhler Hunde“ verspottete.

Zwei Ereignisse des Mittelalters sollen noch erwähnt werden, weil sie die Geschichte von Wadern berühren.

Der Kaiser Maximilian I. war im Jahre 1512 bei dem Trierer Kurfürsten und Erzbischof Richard von Greiffenklau auf der Grimburg zu Besuch, wo er dann der Jagd oblag. Bei dieser Gelegenheit besuchte er, von Wadrill kommend, am 19. April 1512 auch den Ort Wadern.

Als der Ritter Franz von Sickingen, von St. Wendel kommend, in das Wadrilltal einbrach, um die Grimburg zu bezwingen, kam er auch wohl durch den Ort Wadern. Er bedrängte die Bauern der ganzen Umgegend und bedrückte sie mit Abgaben. Als er die Grimburg am 7. September 1522 ohne Schwertstreich erobert hatte, zog er an die Saar, wobei er wieder durch Wadern kam. Er verwüstete alle Orte, die er auf seinem Kriegszug berührte.

Der Waderner Hexenprozeß, 1625-1626

I. Das finsterste und betrüblichste Kapitel des Mittelalters — die Zeit der Hexenprozesse — ging in Wadern auch nicht spurlos vorüber. Wadern hatte auch seinen Hexenprozeß, eigentlich waren es drei an der Zahl, von denen aber nur einer mit dem Verbrennungstode der „Hexe“ endete. Die beiden anderen betrafen zwei Frauen, von denen die eine — die Frau eines Maurers namens Busch — wegen Schmähsucht in der eisernen Wiege gewiegt wurde und sich späterhin besserte. Der zweite Prozeß betraf eine Frau aus Mettnich, die im Verdacht stand, ihren Mann vergiftet zu haben. Der Name ist nicht angegeben. Die Frau überstand die Folter, da die Henkersknechte bestochen worden seien. Urkundliche Belege zu diesen beiden Prozessen fehlen.

Der dritte Prozeß aber wurde mit aller damals üblichen Grausamkeit durchgeführt.

Wenn in den folgenden Zeilen von diesem Prozeß eingehender berichtet wird, so sei dazu bemerkt, daß alle Angaben auf dem Studium der Gerichtsakten beruhen. Sie sind erhalten in einer Abschrift im Priesterseminar zu Trier und auch abgedruckt in der „Trierischen Kronik“ von 1825, Seite 108-116 und 123-126.

II. Der Gerichtsort Wadern sowie die Gerichtsstelle — der heutige Waderner Hof — in dessen heute völlig umgebauten Räumen sich die Folterkammer mit den Folterwerkzeugen befand — sind ebenso bekannt wie der Name der Angeklagten, des Anklägers und der Zeugen. Alle Namen sind urkundlich belegt.



Hotel Schaadt (Waderner Hof), altes Aussehen. Dort war die Folterkammer

Es handelt sich um den Prozeß gegen die Gertrud Krämer, genannt Herrigs Gertrud, aus Niederkell, einem zur Grafschaft Dagstuhl gehörenden, heute aber verschwundenen Orte bei Schillingen.

Und nun zum Prozeß selbst, der den Wahn der Hexenverfolgung klar und deutlich erkennen läßt, einen Wahn, der den Jesuitenpater Graf Friedrich von Spee zu seiner „cautio criminalis“ veranlaßte, und über dessen Furchtbarkeit der damalige Erzbischof Johann VII. von Schönberg zu Trier sich so entsetzte, daß er schwermütig wurde, sich auf die Grimburg in die Einsamkeit zurückzog und schließlich vor Schwermut einsam in Ehrenbreitstein gestorben ist.

Der Prozeß lief unter dem Titel:

Criminalistischer Prozeß, dero Ausschuß im Hochgericht **Mandern**: Kläger (Kläger) gegen Krämer oder Herrichs Gertraudt zu Niederkell, Zaubereibeklagtin.“

Am 13. April 1625 begann „auf dem Hause Dagstuhl“, d. h. im Hochgerichtsbezirk Wadern, der Prozeß. Eröffnet wurde er durch den Amtmann von Dagstuhl, Wilhelm Baden, Doktor der Rechtsgelehrsamkeit, Kurfürstlicher Rat und Stabhalter (Statthalter) in Mandern und Niederkell.

Auch der Burggraf von der Grimburg, Martin Wentzell, war daran beteiligt. Dazu kamen zwei Vertreter des „ehrbaren Ortsausschusses“, wozu die zwei Männer Theis Peter aus Niederkell und Klas Marx aus Mandern gehörten.

Dieses Gremium klagte gegen und wider Herrichs oder Krämers Gertraud zu Niederkell, die lange Zeit her des abscheulichen Lasters der Zauberei verdächtig sei.

Als Bürgen für die Echtheit der Anklage wurden drei Männer angenommen, nachdem man sie dem Amtmann vorgeschlagen hatte:

Mertis Henrichen (Heinrich), Hochgerichtsbote, Mattheis Neu, Meyer, Muhlers Marxen.

Sie wurden als Zeugen „angelobt“, d. h. verpflichtet.

Dem Antrag des Ausschusses gemäß hörte der Amtmann die Klage an und eröffnete den Prozeß, um zu statuieren, was Kaiser Karls V. hochnotpeinliche Ordnung ausweise.

Nun folgen die Anklagepunkte.

Mattheis Meyer und Muhlers Marxen, gewärtig hier, sagen aus:

1. Wahr ist, daß Krämer Gertraud lange Zeit des Lasters der Zauberei verdächtig war und noch sei.

2. Besagte Gertraud habe sich öffentlich hin und wieder „eine Zauberin“ schelten lassen, und habe niemalsen sich verantwortet oder widerstanden.

3. Schäfer Hans hat die Beklagte etlichemal eine Zauberin gescholten, seine Klage bei dem Junker von Weiskirchen und nachmaligen Burggrafen von der Grimburg anhängig gemacht, und sie (d. i. die Gertraud Krämer) sich dann bereit erklärt, alle Kosten und allen Schaden zu bezahlen, damit der Prozeß nicht durchgeführt werde.

4. Die Beklagte hat Bergs Martin bedroht, daraufhin ist dem Bedrohten eine Kuh und ein Pferd eingegangen. Später hat sie sich wieder wegen einer Magd mit Bergs Martin gezankt und von ihm verlangt, seiner Magd „Urlaub zu geben“, d. h. sie zu entlassen, andernfalls es ihn eine Kuh und ein Pferd kosten werde.

5. Sei sie vor vielen Jahren in teuflischer Gesellschaft gewesen, die Festnahme habe aber besonderer Umstände wegen unterbleiben müssen. Das sei 29 Jahre her.

6. Die Beklagte sei flüchtig geworden, als die Gemeinde einen neuen Ausschuß erwählt habe. Ihre Kinder hätte sie zu bestimmen versucht, wieder heimzukehren, worauf sie gesagt habe: „Ach Gott, es ist um mich geschehen. Wäre nicht der neue Ausschuß gemacht, so wollte ich bleiben!“

Aber sie ist nicht geblieben, sondern feldflüchtig geworden.

7. Als Gertraud Krämer feldflüchtig geworden, hat ihre Tochter Barbel ihre Brüder gebeten, die Mutter aus dem Elend wieder nach Hause zu holen. Es sei besser, zeitig als ewig zu verderben. Darauf hätten die Brüder geantwortet: „Nein, denn sollten sie die Mutter holen, so müßte sie einen ‚schandlichen Gang in den Tod gehen‘.“

Das waren also die Anklagepunkte. Bei Licht besehen, lauter böartige, unbeweisbare Verleumdungen, die gar keine Beweiskraft hatten. Anstatt der Beklagten irgendein Verbrechen nachzuweisen, zwang man sie, sich zu rechtfertigen.

III. Zeugenaussagen

Zu diesen Punkten wurden also die Zeugen vernommen.

1. Meyer Stephan zu Mandern, 70 Jahre alt, wurde beeidigt. Dann sagt er aus, daß lange Zeit (30 Jahre her), „ihm Geschrei ergangen“, die Angeklagte sei eine Hexe. Wegen besonderer Umstände sei sie nicht festgenommen worden. Der Schäfer Hans habe sie eine Zauberin genannt, sie habe sich aber nicht verantwortet (weiter siehe Punkt 3 der Anklage!). Sie habe solches Urteil angenommen.

Dann berichtet der Zeuge weiter über den Umstand, daß die Kinder ihre Mutter, die flüchtig gewesen, wieder zurückrufen wollten, daß sie aber nicht zurückgekehrt sei. Nachdem der Zeuge zu den Punkten Stellung genommen hatte, wurden seine Aussagen unterschrieben, und das Zeugenverhör ging weiter.

Es kam als zweite Zeugin Butter Susanne (Botter Sunn) aus Niederkell, 90 Jahre alt. Sie wurde vereidigt und verhört.

Sie sagt, daß sie die Beklagte seit 40 Jahren kenne und man sie allgemein als eine Hexe angesehen habe. Dann äußert sie sich über den Streit mit Bergs Martin und der Angeklagten ebenso belastend wie der erste Zeuge Meyer. Der Sohn der Angeklagten habe Bergs Martins Magd verführt, und als Bergs Martin auf Verlangen der Gertraud Krämer die Magd nicht entlassen wollte, habe sie ihn bedroht, und daraufhin seien ihm eine Kuh und ein Pferd eingegangen. Da habe der Sohn zu seiner Mutter gesagt: „Mutter, was sagt Ihr? Hieraus kommt kein Gut!“ (d. h. das geht nicht gut aus).

Bergs Martin wäre auch davon überzeugt, daß ihm auf die Drohung der Gertraud Krämer die Kuh eingegangen sei. Zu der Flucht äußerte sie sich, sie habe von Webers Hans in Mandern gehört, ihm sei befohlen worden, sofort Geld beizubringen, es gehe Gertraud an, sie solle „eingezogen“ (gefangen gesetzt) werden. Auch habe sie von der „Schnur“ (der Schwiegertochter) der Beklagten gehört, die gesagt habe: „Die Schwiegermutter hat keinen bleibenden Platz, sie

sei bald hier, bald dort, aus Furcht vor dem ‚Angriff‘“ (d. h. der Festnahme und Verhaftung). Die Zeugin wird, nachdem ihr Bericht unterschrieben ist, entlassen, und es werden andere vernommen: Peters Kathrein aus Hentern, 36 Jahre alt. Sie sagt nicht viel aus. Nun folgt Bergs Clas aus Niederkell, 19 Jahre alt, der aber auch nichts Besonderes zu berichten weiß. Schue Theis aus Niederkell, 40 Jahre alt, berichtet ebenfalls nichts von Belang.

Es folgen noch: Theis Meyer, Muhlers Marx, dann Engelen (Angela) Marx, 70 Jahre alt, deren Stieftochter den Sohn der Beklagten zur Ehe genommen. Unter den Zeugen waren auch Verwandte der Angeklagten, ihre Nichte Peters Kathrein und ihr Neffe Schäfers Hans.

Alle sagten aus, und was kam dabei heraus?

Immer wieder das gleiche alberne Gerede, daß Gertraud Krämer als Hexe gelte. Das war alles, was das Zeugenverhör ergab. Auf Grund dieser Aussagen konnte man die Angeklagte doch nicht verurteilen; kein Verbrechen war ihr nachgewiesen, weil sie keines begangen hatte. Aber der Ausschuß wußte sich zu helfen. Er beratschlagte; nach allem Hin- und Hergerede beschloß er, nach Kaiser Karls V. hochnotpeinlicher Gerichtsordnung zur Erforschung der Wahrheit zu schreiten. Das war am 5. Februar 1626. Unterschrieben ist das Urteil von J. Anethanus, J. V., Gerichtsvorsitzender, Joh. Philipp Staudt, J. V. D., Rechtsgelehrter. Und nun nahm die Gerechtigkeit ihren Lauf, d. h. Gertraud Krämer wurde gefoltert. Darüber berichtet die Chronik (der Bericht ist hier in unserer heutigen Sprache wiedergegeben):

IV. Die Folterung

Im Jahre unseres Herrn Tausendsechshundertzwanzig und sechs, Monats Februar den neunten, nachmittags ungefähr um 3 Uhr, ist Herrigs oder Krämers Gertraud aus Niederkell, welche Zauberei halber auf allerhand Verdacht, Besagungen (Aussagen) und gegen sie geführte Kundschaften nach Rechtsgelehrter Erkenntnis im Namen gemeiner (d. i. gemeinsamer) Herrn des Manderner Hochgerichtes, gegen (nach) Grimburg gefänglich angenommen und bis den 17. desselben Monats aus unvorhergesehenen Verhinderungen in Gewahrsam (Verwahrung) gehalten, damals in Güte erinnert worden, ihre Verführung von sich zu tun und ihren Leib nicht zerbrechen zu lassen. Als aber die Güte bei ihr nicht verfangen wollte (nichts nützte), sei sie der Tortur überliefert worden.

Nun wurde die arme Frau an einer Schnur, die Arme auf den Rücken gedreht, hochgezogen. Vor Pein bat sie, mit der Tortur aufzuhören und sie herunterzulassen, sie wolle bekennen. Ihre „Ur-

gicht“, wie man das unter Pein und Angst erpreßte Geständnis nannte, wird wie folgt vermerkt:

Nach Begehren Herablassens bekennt wie folgt:

Bekennet: Erstlich im Beisein des ehrenwerten Herrn Martin Wentzell, Burggrafen auf der Grimburg, sodann Herrn Adolf Baden, der Rechte Doktor, als zur Zeit Stabrichter des Manderner Hochgerichtes, wie auch Meyer Stephans und Marxen Theis, beide Schöffen, „wenn sie zaubern könnte, wäre sie doch nicht allein!“ Bekennet: Ihr Mann wäre unsittlich gewesen (der eigentliche Ausdruck ist hier nicht angeführt), und der Jamer Belzebock sei vor etwa 40 Jahren in der Gestalt eines Junggesellen, schwarz gekleidet, zu ihr ins Haus gekommen in Abwesenheit ihres Mannes, und habe begehrt, sie solle ihm folgen und anhangen, er wolle ihr Ehren und Gut genug geben, müßte aber Gott, seiner Mutter und allen Heiligen absagen und ihm allein zuhalten, welches sie damals noch nicht getan. Bekennet: Der Jamer, so sich Belzebock genannt, sei drei Tage danach, als sie im Garten „geget“ (d. h. gejätet), wieder erschienen und habe heftig von ihr begehrt, Gott und allen Heiligen abzusagen, welches sie leider getan. Darauf habe sie alsbald Unkeuschheit mit ihrem Buhlen getrieben. Ihr Buhle habe sie mit Namen genannt. Bekennet: Der Böse habe von ihr begehrt, Laub, Gras und Korn im Manderner „Kirsbell“ (d. h. im Manderner Kirchspiel, also in der Pfarrei Mandern) verderben zu helfen, und sie habe ihren Willen darin gegeben, in maßen sie dann getan hat. Es sei aber nicht alles verderbt worden —, vor ungefähr 13 Jahren.

Ferner: Sie, Gertraud, nach ihren „Gespielen“ (Mittläteln) gefragt, nachfolgende Personen bekannte:

(Nun beginnt der Rattenschwanz der Angeberei, in Folge dessen einer nach dem andern vor das Gericht zitiert wurde, wenn es auch nicht bekannt ist): Theisen Peter Greth, Botters Sunn, Engelen Peter Frau Trein, Bergs Margret aus Niederkell sowie Marxen Theis, Raul Clasen Frau Trein aus Mandern.

Bekennet: Der Jamer sei nach acht Tagen abermals in eines Junkern Gestalt zu ihr in den Garten hinter ihrem Hause am Nachmittag gekommen, habe braune Kleider angehabt, einen schwarzen Hut mit einer gelben Feder.

Bekennet: Sie seien auf der Heide zwischen Waldweiler und Kell in der Nacht zusammengekommen, der Böse aber zuvor in ihrem Haus den Willen mit ihr getrieben, welches kalt... gewesen. Sie seien auf der Heide lustig und guter Dinge gewesen in Essen und Trinken, haben getanzt und gesprungen. Sie wären auf einem schwarzen Bock zum Schornstein hinaus auf den Tanzplatz hinge-

fahren. Dasselbst habe der Jamer Essen und Trinken hingebracht Brot und Salz habe ihnen aber ermangelt. Aus einem steinernen Kelch hätten sie getrunken, wäre aber keine Kraft in dem Wein gewesen, das Fleisch habe aber wohl geschmeckt.

Bekennet: Nach vollbrachtem Tage wäre sie wieder heimgefahren und habe Bergs Peter eine rote Kuh umbringen helfen, der sie den Hals umgedreht habe; vor ungefähr zwei Jahren.

Darauf befragt, wer ihr Komplize (Mitbeteiligter) und Gespieler gewesen sei und die Tat habe ausführen helfen, gab sie zur Antwort: Marxen Theis aus Mandern habe auf den Bäumen gesessen und habe ihnen gepfiffen. Aus Niederkell seien Botter Sunn, Theis Peter Frau Greth, Bergs Peter Frau Margreth, Schue Mattheis Frau Gerth (Gertrud) dabei gewesen. Diese alle habe sie recht wohl und gut erkannt, und sie begehre niemanden in Unwahrheit zu nennen. Nach diesem zeigt Gertraud Krämer an, daß sie untereinander einen Trank gemacht, wozu sie selbst ein Kraut, Kuhkraut genannt (was mag es gewesen sein?) und Botters Sunn das Wasser geholt und also obgesagter Kuh eingeschüttet hätten, davon sie sterben mußte. Botters Sunn und Theis Peters Frau haben die Kuh gehalten, und Schue Theis Frau Gerth habe ihr den Trank eingeschüttet. Der Jamer habe den Stall aufgemacht und ihnen dabei geholfen.

Bekennet: Bergs Martin habe sie eine Hexe geschulten, und daß sie ihn sollte bezaubert haben, weshalb sie ihm die Kuh bezaubert.

Bekennet: Ich habe einen Trank machen helfen, welcher Bergs Martin nächtlicherweile im Schlaf eingeschüttet wurde. Schue Theis Frau Gerth habe es getan, sie sei mit allen vorgenannten Personen dabei gewesen. Ihr Belzebock habe die Tür aufgetan, die Kräuter zum Trank ihnen gegeben, womit sie ihn (den Bergs Martin) bezaubert; und da er nicht Mittel und Rat gesucht, hätte er daran sterben müssen. (Anmerkung: Das Geständnis trägt den Stempel der Unmöglichkeit an sich. Ein schlafender Mensch, dem etwas Flüssiges eingeschüttet wird, springt alsogleich erschreckt auf; man mache die Probe!)

Nach diesem Bekenntnis wurde die Verhaftete bis nachmittags ins Gewahrsam zurückgeführt.

V. Nachmittags ging das Verhör, d. h. die Folterung, weiter. Gertraud Krämer bekennt, daß sie Marxen Clasen Sohn Theis zu Unrecht angegeben habe. Von ihm wisse sie nichts Böses zu sagen.

Bekennet: Vor ungefähr drei Jahren habe sie ein rotes Mutterpferd des Bergs Martin zu Niederkell mit einem Trank bezaubert, den sie ihm eingegeben. In den Trank habe sie Kuhkraut getan in Teufels Namen. Das Kraut habe der Böse ihr gezeigt. Botters Sunn

und Theisen Gerth haben dazu geholfen. Sie (Gertraud Krämer) habe es getan, weil Martin sie eine Zauberin gescholten.

Bekennet: Sie seien zum Tanz auf der „Pletschen“ gewesen, wohin sie der Böse auf dem Bock in Teufels Namen geführt, daselbst hätten sie getanzt. Schue Mattheis Theis habe mit einer Schalmel, auf einem Bock sitzend, gepfiffen. Sie seien lustig gewesen und hatten Wein gehabt, den sie zu Trier über der Weberbach hat abholen helfen. Botters Sunn habe die Kellertür mit einem Schlüssel aufgetan und dann den Wein auf einem Wagen „mit holzen Böcken davor“ hinweggeführt.

Dann wurde die Tortur der armen, gepeinigten Frau, die sich nach Ansicht des Gerichtes noch nicht genug belastet hatte, verschärft, wobei man einen Stein von etwa „zehn Ponden“ (Pfund) an die Füße hängte. So begann der Tortur zweiter, noch grausamerer Akt. Nun bekennt sie weiter: Vor ungefähr 14 oder 15 Jahren sei sie auf der obengenannten Heide wieder auf dem Tanzplatz gewesen. Dem Wirt zu Waldweiler hätten sie den Wein mit Krügen aus dem Keller genommen, nochmals wiederum ein Fäßchen von ungefähr drei Sester (ein Sester = 15 Liter) abgeholt und in Teufels Namen die Tür geöffnet. Es sei im Sommer geschehen, als man das Korn schneidet. Schue Theis von Niederkell und dessen Hausfrau Gertraud haben dabei geholfen. Der Wein wurde zu Meyers Theis nach Waldweiler gebracht. Daselbst der Böse mit zweien Pferden und einer Kutsche gewest, darin sie sich gesetzt und auf die (Wald-)weiler Heide gefahren sind. Nach diesem Bekenntnis wurde die Frau wiederum von der Schnur losgebunden und zurückgeführt ins Gefängnis (ad carcerem).

Donnerstag, den 19. Februar, wurde die Verhaftete wiederum vorgeführt und von ihren Peinigern an alle Bekenntnisse erinnert. Sie bestätigte, daß alles wahr sei, was sie gesagt habe, wisse aber keine andern Taten anzugeben, die sie verübt habe. Aber aus Angst vor der Folter erinnert sie sich noch anderer Übeltaten, d. h. sie beschuldigt sich weiterhin der unsinnigsten Verbrechen und bekennt, sie habe vor etwa drei Jahren ein Kalb mit einem Trank umgebracht. Vor fünf Jahren habe sie unter dem Zwang ihres Buhlen mit einem schwarzen Trank ein Pferd umgebracht, weil es nicht gesegnet war. Vor zwei Jahren habe sie Bergs Peter eine rote Kuh umbringen helfen, ihre Mittäter seien gewesen: Aus Niederkell: Botter Sunn, Theisen Peter Frau Greth, Schue Theisen Frau Gerth.

Vor einem Jahr etwa sei der Schultheiß Hupricht aus Kell von Waldweiler nach Hause gegangen. Er sei nicht weit von ihrer Gesellschaft gegangen, habe sich aber gesegnet, sonst wäre ihm Schaden widerfahren.

Bekennet: daß sie und ihre Gespielen auf dem gleichen Platze wieder zusammen waren, Frucht und Äcker zu verderben. Sie hätten, als arme Leute verkleidet, um Frucht und Almosen gebeten, da sie sich nicht erhalten könnten. Weil sie nichts bekamen, wollten sie die Ernte verderben. Auf Besen (Besemen) und Böcken wären sie auf die Weiler Heid gefahren. Ihre Komplizen seien gewesen: aus Niederkell: Botters Sunn, Theis Peter Frau Greth, Engelen Peter Frau Threin. Schue Theis Frau Gerth. Aus Mandern: Rauls Clas Frau Threin.

Bekennet: Der Jamer habe sie vor 20 Jahren geschlagen, als sie nicht helfen wollte, die Früchte zu verderben, da sie darum gebeten, daß solches nicht geschehen möge.

Bekennet: Ihr Belzebock habe ihr auf dem Weiler-Tanzplatz etliche Albus gegeben, welche nachher zu Pferdekot wurden.

Bekennet: Daß sie samt ihren Gespielen vor etwa 30 Jahren „auf Bechlin“ an einem Tanz teilgenommen, damit das Korn verderben sollte. Es ist aber nicht alles fortgegangen, sondern nur teils verdorben, so durch Reif, Kälte und böse Nebel in Teufels Namen geschehen.

Bekennet: Als sie die heiligen Sakramente empfangen hätte, sei sie vom Bösen übel zerschlagen worden. Ihre Komplizen seien gewesen: Aus Mandern: Blasius Anna, Kirß Threin, Muhl-Meyers Threin, Weyer Marei, Clusen Peter und seine Frau Threin (es finden sich nun plötzlich ganz neue Namen unter den Mithelfern).

Bekennet weiter, daß sie acht- oder neunmal das hochwürdige Sakrament verunehrt und in ihren Schmier-Zauber-Topf geworfen habe.

VI. Schluß

Dieses Sündenregister genügte den entmenschten Richtern noch nicht. Damit Gertraud Krämer alles bekenne, wurde sie nun zum drittenmal an der Schnur gefoltert. Als sie ein wenig aufgezogen war, habe sie fleißig angefangen zu bitten, sie ferner nicht mehr zu peinigen, da sie alles bereits angezeigt und nichts mehr „hinter ihr verborgen liege“. Sie wolle bei ihrem getanen Bekenntnis standhaft beharren und christlich darauf sterben, verhoffe auf Gottes Barmherzigkeit und die Vergebung ihrer Sünden gnädiglich. Was sie von Marxen Theis gesagt, wolle sie gänzlich und zumal widerrufen.

Dann wurde die gemarterte Frau wieder in ein Gemach geführt und von Schützen bewacht.

Das Urteil

Es wurde das Urteil gesprochen. Es ist klar, daß die gemarterten Menschen in ihrer Pein und Angst die unsinnigsten Dinge eingestan-

den. Ohne Beschwer hätten sie in ihrer Todesangst zugegeben, Menschen gefressen, Eichen umgeblasen und den Himalaja umgestürzt zu haben. Man hatte nur vergessen, sie danach zu fragen.

Aber es genügte auch so. Die eingestandenen Verbrechen an sich waren schon todeswürdig.

Die Chronik berichtet: Die Angeklagte wurde wiederum ermahnt und aufgefordert, alle ihre Komplizen zu nennen, damit auch sie zur Verantwortung gezogen und ihre Seelen gerettet werden könnten. Zeugen waren: Adolf Baden, des Rechtes Doktor, Amtswalter auf Dagstuhl, zur Zeit Stabhalter des Hochgerichtes Mandern; Lothar Zandt, Notar.

Dann wurde das Urteil verlesen:

„In Criminalsachen des ehrenhaften und hochgelehrten Adolf Baden, der Rechte Doktor (usw. wie oben), Kläger, gegen und wider Krämers Gertraud von Niederkell, Beklagte, wird nach Erwägung abgehörter Kundschaften, Besagungen (Aussagen) und Beklagter eigenem Bekenntnis, darauf sie Zauberei halber verharret, durch die Schöffen des Hochgerichtes zu Mandern zu Recht erkannt, daß die arme Person deswegen nach Kaiser Karls V. Halsgerichtsordnung mit dem Feuer vom Leben zum Tode bestraft und zu Asche verbrannt werden soll. Jedoch ihre arme Seele Gott dem Allmächtigen befohlen!

Die Vollstreckung des Urteils

Als nun solches Urteil vorgelesen und der Stab gebrochen ist, ist die vielbesagte missetätige Person dem Nachrichter anbefohlen worden, nach Urteilsinhalt mit ihr zu verfahren. Sie ist also in die Hütte geführt und daselbst zu Asche verbrannt worden.

Aktum, den 21. Februar 1626.

gez.: Lotharius Zandt, des Prozesses Notar.

Vor der Hinrichtung wurden die angegebenen Komplizen ihr noch einmal vorgestellt. Sie beteuerten selbstverständlich ihre Unschuld — und manche kamen augenblicklich frei. Von den meisten aber ist nichts berichtet. Wie es diesen Mitangeklagten später erging, ist nicht festzustellen.

So ging der Waderner Hexenprozeß zu Ende. Auf dem heutigen „alten Friedhof“ wurde die unschuldige Frau verbrannt, an der Stelle, wo heute der Springbrunnen steht. Wer hat die Richter, die an dem Justizmord schuldig sind, je zur Rechenschaft gezogen?

In der Grafschaft Dagstuhl scheint dann das Hexenunwesen zur Ruhe gekommen zu sein; denn nirgendwo ist von einem weiteren Prozeß die Rede.

Es gab auch Behörden, die sich gegen den Hexenwahn wehrten, so z. B. der Mainzer Kurfürst und Erzbischof Johann Philipp von

Schönborn. Von ihm sagt der Chronist: „Ihm gebührt das wahre menschliche Verdienst, diesem Greuel gesteuert und als erster aller deutschen Fürsten dergleichen abscheuliche Prozeduren aus seinem Erzstift verbannt zu haben.“ Durch diesen Mainzer Erzbischof wurde auch Friedrich von Spee ein Gegner des Hexenwahnes.

Friedrich von Spee, ein wahrhaft unerschrockener und mutiger Gegner der Hexenverfolgungen, durfte in seiner, 1632 erstmalig in deutscher Sprache erschienenen „cautio criminalis“ seinen Namen nicht nennen. Und er tat gut daran, denn er schreibt dort:

„Ei, warum bemühen wir uns so heftig, daß wir Hexen und Zauberer überkommen? Höret, ihr Richter, ich will euch bald weisen, wo sie sind. Nur frisch heran, greift Kapuziner, Jesuiten, alle anderen Ordenspersonen an und foltert sie; sie sollen wohl bekennen, wo nicht, foltert sie zum zweiten, dritten und vierteomal, was gilt's, sie werden bekennen. Wollen sie aber noch nicht daran, so beschwöret und bescheret sie (d. h. schneidet ihnen die Haare ab); denn sie haben sich bezaubert, der Teufel hält ihnen das Maul zu. Fahrt ihr nur fort, sie werden ohne Zweifel sich bloß geben. Wollt ihr aber deren noch mehr haben, greift die Prälaten, Kanoniker, Doktoren; sie bekennen gewißlich; denn wie wollen doch solch zarte Herrn die Schmerzen der Tortur ausstehen? Wollt ihr noch mehr Zauberer haben, laßt mich euch foltern, und hernach foltert ihr mich hinwieder; in Wahrheit, ich werde nicht leugnen, was ihr bekannt habt — und also werden wir dann allesamt Zauberer sein.“

Diese Sprache hätte den Pater auf den Scheiterhaufen gebracht.

Wer unbefangenen Sinnes den Hexenzauber überdenkt, fragt sich, wie es möglich war, daß Menschen, die doch angeblich mit gewaltigen überirdischen Kräften begabt waren, nichts taten, um sich zu retten oder ihre Peiniger unschädlich zu machen? Man fragt sich auch, wie es möglich sein konnte, daß sich diese Menschen einem Laster hingeben wollten, das ihnen keinerlei Vorteil, sondern nur Haß, Verachtung und schließlich einen qualvollen Tod bringen konnte? Wo bleibt da die Vernunft der Richter, die sich doch „Doctores der Rechtswissenschaft“ nannten?

Auf dem „Kleinen Markt“ in Wadern berichtete eine jetzt verschwundene Gedenktafel an der ehemaligen Metzgerei Kratz von diesem Hexenprozeß.

Wadern zur Zeit des dreißigjährigen Krieges

Aus dieser turbulenten Zeit finden sich kaum urkundliche Belege. Bis zum Jahre 1634 blieb unsere Gegend von den Kriegswirren verschont. Dann fielen die Schweden in unsere Heimat ein. Max Müller schreibt dazu: „Damals blieb nicht nur der Pflug stehen, sondern die

Erde wandelte sich zu menschenleerer Öde, bedeckt mit Gestrüpp und Dornendickicht. Bilder, wie sie uns Löns in seinem „Werwolf“ schildert, waren gang und gäbe. Die Bewohner flüchteten in die Wälder und gingen im Kampfe mit dem Hunger und den Wölfen zugrunde. Die Bewohner von Sitzerath und Oberlöstern wohnten jahrelang in den sogenannten Erzlöchern, die davon den Namen „Schwedenlöcher“ bekamen. Von Wadern wird berichtet, daß noch lange nach dem Krieg die Gassen wegen „vielfältigem Morast und Sümpfen“ dem Vieh zum Ausgang schier unbrauchbar waren. Fürchterliches Gesträuch, Hecken und Stauden überwucherten bei hellem Tageslicht die Gegend (Ausstellungsbuch 1930, S. 27-28). Die Waderner Kirche sank in Trümmer, und nur der Kirchturm blieb stehen. Er stammt aus dem Jahre 1289. Burg Dagstuhl war neu hergerichtet und wurde nicht zerstört. Andere Nachrichten sind nicht überliefert. Ob aber Wadern ganz menschenleer war wie so manches andere Dorf, kann nicht festgestellt werden.

Graf Joseph Anton von Oettingen-Soetern und der Ort Wadern

Im Mittelalter war Wadern — wie schon bemerkt — ein Hochwaldort wie die andern Dörfer auch. Erst als Graf Joseph Anton



Graf Joseph Anton von Oettingen-Soetern

von Oettingen-Soetern in den Besitz der Herrschaft Dagstuhl kam und der Hof — der nach Hohenbaldern in Schwaben verzogen war — wieder nach Wadern zurückkehrte und der Ort Mittelpunkt und Residenz der Herrschaft wurde, begann seine Entwicklung zum bevorzugten Marktflecken. Zunächst entledigte sich Graf Joseph Anton der Schulden, die von der Herrschaft von Nesselrode für die Verwaltung gefordert wurden, und um die in jahrelangen Prozessen gefeilscht und gehandelt wurde. Die Familie von Nesselrode erhielt auf Grund ihrer Quittungen die Forderungen erfüllt, ja Graf Joseph Anton wies nach, daß

sie schon bis 1763 die Summe von 29 752 Gulden mehr erhalten hatte, als ihr zustand. Dann wurde 1763 das Sequester aufgehoben, und der Graf war unbelastet und unbestrittener Herr seiner Grafschaft. Diese Schuldenprozesse dauerten 111 Jahre (von Briesen, S. 284).

Graf Joseph Anton kam in seine Herrschaft, um seine Untertanen kennenzulernen. Was er vorfand, war wenig ermutigend. Die Leute seien verwildert, ungeschliffen und scheu gewesen, so daß ein Reitknecht vor dem Grafen herzog und mit der Reitpeitsche das Zeichen gegeben habe, vor dem Landesherrn den Hut abzuziehen. Inwieweit diese Behauptung stimmt, sei dahingestellt. Es sei zum Lobe der Waderner aber gesagt, daß sie nicht unhöflich waren oder sind. Jedenfalls verstand es der Graf, mit seinen Leuten umzugehen und dem Orte — der, wie schon angegeben, aus zwölf Stockbauernhäusern nebst strahgedeckten Hütten bestand — ein modernes Aussehen zu geben und seinen kulturellen Aufschwung zu begründen und zu fördern.

Im Jahre 1759 erbaute er auf dem „Kleinen Markt“ ein Schloßchen für seine Gemahlin Christiana. Es ist die heutige Apotheke, deren Bauart den guten Geist und Geschmack des Grafen beweist.

In den folgenden Jahren begann er den Bau eines Schlosses für sich selbst. Es steht heute noch in der Oberstraße und beherbergte bisher das Amtsgericht, dann nach seiner Renovierung die ersten Gymnasialklassen. Sehenswert ist das schöne Treppenhaus mit handgefertigter Treppe und ebensolchem Geländer.

Für seinen Hofstaat erbaute er — beginnend um 1780 — das heutige Schloß in Dagstuhl. Einen Aufbau, der „fortgeraubten“ und samt Steinen, Holz und Eisen ausgeplünderten alten Burg Dagstuhl unternahm er nicht, weil die Wiederherstellung zu große Summen verschlungen hätte. Wäre die Burg,



Gräfin Christiana
von Schwarzburg-Sondershausen



Altar in der
Schloßkapelle zu
Dagstuhl

wie man immer lesen konnte, gesprengt worden, müßte ein großer Trümmerhaufen übrig geblieben sein. Aber nichts ist zu finden, gar nichts, weder Steine, noch Holz, noch Eisen, weder Glasscherben noch Dachschiefer; alles ist fortgeschleppt, geraubt worden aus Gewinnsucht. Einen der Verwüster, Langenmantel genannt, hat sogar die Sage festgehalten (Saarbr. Ztg. Nr. 217 vom 20. Sept. 1961).

Gleichzeitig mit dem Schloß zu Dagstuhl wurde auch die Schloßkapelle erbaut, deren Barockaltar eine sehenswerte süddeutsche Meisterarbeit ist. Über der Eingangstür ist das Wappen des Grafen Joseph Anton von Oettingen-Soetern und seiner Gemahlin Christiana von Schwarzburg-Sondershausen zu sehen.

Waderner Soldatenzeit unter Graf Joseph Anton von Oettingen-Soetern

Nicht nur das Schloß des Grafen in der Oberstraße entstammt der Zeit des Aufschwunges von Wadern, es muß auch noch die „alte Wache“ genannt werden. Sie stand gegenüber dem Schlosse am Eingang der heutigen Gartenfeldstraße; aber das Alter hat sie zugrunde gerichtet. Sie war baufällig geworden und machte dem Frisörsalon Franz Resch Platz. Abgerissen wurde sie am 7. Oktober 1953.

Diese alte Wache war ein einfaches, zweistöckiges Gebäude mit einem Kniestock und blechbeschlagenem Giebel. Das Haus spielte in der Geschichte von Wadern eine große Rolle. In seinen Räumen war die Wache untergebracht. Und damit hat es folgende Bewandnis: Graf Joseph Anton unterhielt in seiner „Hauptstadt“ Wadern — genau dem Soldatenleben am französischen Hofe nachgebildet — eine Kompanie Soldaten. Zur Reichsarmee mußte er zwölf Mann und einen Offizier stellen, aber aus Liebhaberei brachte der Graf die Zahl seiner Soldaten auf etwa 45 Mann. Befehligt wurden sie von einem schwäbischen Hauptmann, der in dem zerstörten Lauerschen Schlößchen wohnte, und von einem rheinischen Leutnant, der in dem heutigen Hause Nelles an der Ecke gegenüber dem Marktbrunnen seine Wohnung hatte. Der Graf selbst wohnte — wenn er in Wadern war — in seinem Schlosse in der Oberstraße. Von der Wachstube aus zog nun täglich die Wache auf, etwa acht bis neun Mann. Dann stand der Trommler mit seiner Landsknechtstrommel vor der Türe und bearbeitete mit den zwei Trommelschlägern das Fell. Die Pfeifer bliesen auf Querpfeifen. Die Soldaten traten unter Gewehr, und die Einwohner wie die Fremden kamen hinzu, um sich an diesem Schauspiel



Die alte Wache

Die alte Wache war ein einfaches, zweistöckiges Gebäude mit einem Kniestock und blechbeschlagenem Giebel. Das Haus spielte in der Geschichte von Wadern eine große Rolle. In seinen Räumen war die Wache untergebracht. Und damit hat es folgende Bewandnis: Graf Joseph Anton unterhielt in seiner „Hauptstadt“ Wadern — genau dem Soldatenleben am französischen Hofe nachgebildet — eine Kompanie Soldaten. Zur Reichsarmee mußte er zwölf Mann und einen Offizier stellen, aber aus Liebhaberei brachte der Graf die Zahl seiner Soldaten auf etwa 45 Mann. Befehligt wurden sie von einem schwäbischen Hauptmann, der in dem zerstörten Lauerschen Schlößchen wohnte, und von einem rheinischen Leutnant, der in dem heutigen Hause Nelles an der Ecke gegenüber dem Marktbrunnen seine Wohnung hatte. Der Graf selbst wohnte — wenn er in Wadern war — in seinem Schlosse in der Oberstraße. Von der Wachstube aus zog nun täglich die Wache auf, etwa acht bis neun Mann. Dann stand der Trommler mit seiner Landsknechtstrommel vor der Türe und bearbeitete mit den zwei Trommelschlägern das Fell. Die Pfeifer bliesen auf Querpfeifen. Die Soldaten traten unter Gewehr, und die Einwohner wie die Fremden kamen hinzu, um sich an diesem Schauspiel

zu erfreuen. Es war im Grunde doch nur eine Spielerei und eine gar kostspielige dazu. Im Ernstfalle hätte diese kleine „Armee“ weder einen Angriff wagen, noch eine Verteidigung übernehmen können. Ihr Zweck war also vornehmlich, die schönen Uniformen zur Schau zu tragen. Und hübsch waren sie, das muß man zugestehen. Lauter große, kräftige junge Männer traten an im farbenfrohen Uniformrock von blauem Tuch, besetzt mit roten Aufschlägen und goldglänzenden Knöpfen. Darunter schimmerte eine weiße Weste. Auf dem Kopfe saß eine gewaltige Bärenfellmütze, der schwarze Schnurrbart der Soldaten war gestrafft und frisch gewichst. Die Hose war weiß und kontrastierte mit den hohen schwarzen Gamaschen.

An Markttagen war der Aufzug der Wache noch feierlicher als sonst. Der Graf stand dann auf dem Balkon des Schlosses und sah zu, wie sich die Ablösung der Wache unter Trommeln und Pfeifen mit schneidigen Präsentiergriffen und strammem Schritt vollzog. Es war allemal ein seltenes Schauspiel für die Waderner und die Fremden, ja gerade für die letzteren: denn es sollten möglichst viele Marktbesucher angelockt werden. Zudem fand an den Markttagen auch noch eine Parade vor dem Grafen statt, auch ein Mittel, möglichst viele Zuschauer herbeizubringen.

Da die Soldatenspielerei, wie schon bemerkt, ziemlich kostspielig war, suchte Graf Joseph Anton, seine Soldaten irgendwie nützlich zu beschäftigen. Zunächst sei noch zu bemerken, daß der Graf, der selbst ein großer, stattlicher und zudem hochgelahrter Herr war, innerhalb seiner Grafschaft die stattlichsten und geistig aufgeschlussten jungen Männer zum freiwilligen Eintritt in seine Kompanie anwarb. Und wenn die Ausbildung zum Grenadier beendet war, hatten diese jungen Leute Aufgaben zu erfüllen, die wir heute der Polizei anvertrauen. Sie machten Botengänge für ihren Herrn, hielten Ordnung innerhalb der Ortschaften und auf den Straßen der Grafschaft, verfolgten die Übeltäter und was solcher Aufgaben der Art noch mehr waren. Sie stellten also eine Polizei- und Sicherheits-truppe dar, und als solche war ihre Existenz nur gutzuheißen. Der Waderner Kompanie anzugehören war nicht nur ehrenvoll, sondern bot auch eine Lebensstellung. Die meisten waren verheiratet und dienten 16, 20 und mehr Jahre. Sie wohnten bei ihren Familien.

Leider war der Bestand der Waderner Garnison nur von kurzer Dauer, weil Graf Joseph Anton im Jahre 1778 in Dagstuhl starb. Seine zweite Gemahlin, Antonie von Zeil-Wurzach schloß eine zweite Ehe mit dem Grafen Hermann Friedrich Otto von Hohenzollern-Hechingen. Dieser sparsame Graf war kein Freund der teuren militärischen Einrichtung. Er unterhielt nur die pflichtmäßige Zahl von 12 Mann und einen Offizier. Der letzte Befehlshaber der „Truppe“

war der Leutnant Valette, der in dem schon genannten Hause Nelles gegenüber dem Marktbrunnen wohnte. 1792 hörte die ganze Soldatengeschichte für Wadern auf.

Der letzte Grenadier hieß Nikolaus Marx. Er starb am 15. April 1854 in Wadern. Seine Nachkommen leben heute noch im Orte.

Von der heutigen Generation weiß niemand mehr etwas von der „Waderner Armee“.

Der am 5. April 1958 in Wadern verstorbene Heimatschriftsteller Carl Wolff hat uns eine anmutige Schilderung des Zapfenstreiches der Dagstuhler Grenadiere hinterlassen. Auszugsweise soll sie zu seinem Andenken wiedergegeben werden.

Um 9 Uhr abends, im Winter etwas später, traten zwei Hornisten aus der Wache auf den Marktplatz; der eine blies auf dem Clairon, der andere auf dem Cornet den melodischen Zapfenstreich.

Bei gutem Wetter saßen die Waderner Bürgerleute nach Feierabend vor ihren Türen. Sie schauten der Ablösung der Wache zu und lauschten dem traulichen Zapfenstreich. Wenn dieser über dem Dorf verklungen war, durfte kein Wirt mehr ein Getränk an einen Soldaten verabreichen. Es war überkommene Sitte, daß dann auch die Mädchen im Innern der Häuser verschwanden.

Es ist nicht anzunehmen, daß jeder Hornist der alten Wache Noten kannte. Er spielte sein Liedchen wie der Postillion nach dem Gehör. Nur der Kapellmeister, vielleicht auch der eine oder andere Tambour-Major, kannte sich aus in dem damaligen Wirrwarr der verschiedenen Schlüssel, Noten und Tonarten. So sind uns die altertümlichen Noten des Zapfenstreiches der reichsfreien Herrschaft Dagstuhl auf eine fast märchenhafte Weise erhalten geblieben. Sie sind geschrieben in dem seit langem nicht mehr gebräuchlichen Fa-Schlüssel. Aus dem Trieteil der Weise des Zapfenstreiches hat sich — unter Abwandlung des ursprünglich vierteiligen Taktes in einen dreiteiligen — die bekannte Melodie zu dem Liede „Weißt du, wieviel Sternlein stehen . . .“ entwickelt. Die Abwandlung dieser Zapfenstreichmelodie des Hochwälder Hornisten mag für manchen bemerkenswert sein. Nach dem Kriege 1871 kam das preußische Füsilierregiment Nr. 30 von Diedenhofen nach Saarlouis. Bald hatte dieses Regiment in den Kreisen der Bevölkerung einen gewissen Ruf wegen seiner Regimentsmusik. Denn seine Kapelle brachte in unsere Gegend die sogenannte Harmoniemusik, die Besetzung mit Blech- und Holzblasinstrumenten, während die sonstigen Militärmusiker nur Blechinstrumente hatten.

Der Tambour-Major, ein Westfale namens Fuisting, sammelte bodenständige Weisen und Lieder und bearbeitete sie für seinen Spielmannszug bzw. für die Regimentskapelle. Dabei fiel ihm auch der

alte Zapfenstreich der Dagstuhler Grenadiere in die Hand, deren Einheit sich vor mehr als 80 Jahren aufgelöst und in der napoleoni-schen Rheinarmee Aufnahme gefunden hatte. Der Menschheit Wege sind oft wunderbar. Der Bruder August jenes Westfalen Fuisting hatte sich als sehr geschickter Feinmechaniker in dem Marktflücken Wadern als Uhrmacher und Goldarbeiter niedergelassen. Er freite an Christine, der ältesten Tochter des Kaufmanns Müller, einem Rhein-länder aus der Gegend bei Bonn, der in den sogenannten „Gründer-jahren“, den Zeiten gewerblichen und industriellen Aufblühens nach dem siebziger Krieg, dicht hinter dem Marktbrunnen in Wadern (jetzt Haus Flasche) ein Wein- und vornehmes Speiserestaurant er-öffnet hatte. Christine war eine Freundin meiner Mutter. Mein Va-ter, der aus der Kurmark stammte, war in den achtziger Jahren nach Wadern versetzt worden. So trafen sich hier nach zwanzig Jahren alte Regimentskameraden wieder. Und bald erklang an der alten, ursprünglichen Stelle am Waderner Marktbrunnen abends unter den Lorbeerbäumen vor Müllers Haus der alte Zapfenstreich, den die Freunde für sich in Noten für Zither und andere Saiteninstrumente transponiert hatten. So waren zwei Westfalen, ein Rheinländer und ein Kurmärker vom Schicksal dazu ausersehen, ein Stück alten Hoch-wälder Musikgutes in unsere Zeit hinüberzueretten.

Wer mag die liebliche Melodie erfunden haben? Vielleicht hat ein Schäfer sie zum ersten Male auf seiner Schalmei geblasen und ein Grenadier auf einsamer Wache sie weiter ausgesponnen. Jetzt übt die neuerstandene Waderner Kolpingsfamilie die Weise des alten Dagstuhler Zapfenstreiches. Und es dauert vielleicht nicht mehr lang, dann schmettert an den Abenden, wenn die Mariensäule auf dem Belscheid im Scheinwerferlicht erstrahlt, von dort oben die alte heimatliche Weise über den friedlichen Marktflücken die Ur-form des Liedes:

„Gott der Herr hat sie gezählet... kennt auch dich und hat dich lieb.“

Graf Joseph Antons Tätigkeit in Wadern

Graf Joseph Anton war darauf bedacht, seiner Residenz ein schö-neres Aussehen zu verleihen und den Bewohnern die verschieden-ten Erwerbsquellen zu erschließen. Am 18. November 1770 ver-ordnete er, daß der Ort ein besseres Aussehen erhalten müsse. Er verbot, auf dem Marktplatz, in den Straßen und auf den zur Er-weiterung des Marktplatzes angekauften Parzellen Steine und Dung herumliegen zu lassen, auch keine Zimmermanns- oder Holzplätze wollte er dort sehen. Es müsse mit aller Schärfe gegen diesen Unfug

vorgegangen und die Reinlichkeit und Freiheit des Platzes gefördert werden. Auch verordnete er, daß die Gebäude schöner und gleich-mäßiger zu errichten seien. Aber auch der Brunnen und die Stra-ßen müßten frei gehalten und geschützt werden. Die Straßenkehr-pflicht wurde den Bürgern zur Auflage gemacht, und die Bürger hätten den Kehricht der Reihe nach abzufahren. Man sieht, was Graf Joseph Anton wollte, ist noch bis in unsere Tage hinein neu geblieben.

Um neue Erwerbsquellen zu erschließen, förderte er zunächst das Handwerk. Weil nur ein Kind das Stockgut erbte und der Graf keine Abwanderung seiner Untertanen wünschte, sollten die nicht erb-berechtigten Kinder dem Handwerk zugeführt werden. Und damit hatte Graf Joseph Anton vollen Erfolg. Die Urkunden aus jener Zeit berichten, daß in Wadern Handwerksbetriebe jeglicher Art entstan-den. Um die Meister zu Höchstleistungen anzuspornen und sie vor unliebsamer Konkurrenz zu schützen, wurden sie in Zünften zu-sammengeschlossen. Aus diesen Zunftverzeichnissen werden auch die einzelnen Handwerkszweige ersichtlich. Die Zünfte erfreuten sich der besonderen Gunst des Grafen. Eine Gewerbesteuerordnung vom 8. Oktober 1765 nennt uns Schild- und Straußwirte (Schild-wirte waren die ständigen Gasthäuser, Straußwirte aber jene, denen nur gelegentlich der Ausschank gestattet war. Diese letzteren hat-ten am Hause einen Strauß).

Bäcker, Metzger, Händler in Zitzkattun (Zitz war ein leichter Stoff, der sich gut zerreißen ließ; daher heute noch der Spruch: „Es reißt wie Zitz“) und Musselin (weißes Tuch, das nach der Stadt Mossul benannt ist), ferner Händler in Branntwein und Tabak, Krämer, Wollweber, Gerber, Huf- und Nagelschmiede, auch Büchsenmacher, Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Küfer und Schuster sowie Pott-aschenbrenner und -sieder (Pottasche wurde bei der Wäsche zum Bauchen gebraucht; heute kennt man das alles nicht mehr).

Jeder, der ein Gewerbe oder einen Handel eröffnen oder betrei-ben wollte, mußte sich mit einem Bittgesuch an den Grafen wen-den. Er wollte so den unlauteren Wettbewerb unterbinden und sei-nen Untertanen gönnen, ein Stück Brot zu gewinnen.

Interessant ist die Tatsache, daß schon 1755 ein Wetzlarer Kauf-mann, der Leinenweber Heinrich Walbrach, sich erbot, in Wadern eine Fabrik einzurichten, in der jeder Arbeiter täglich einen halben Gulden als Lohn erhalten sollte. Jedoch zerschlug sich die Sache, und die Fabrik wurde nicht erstellt.

Anders im Jahre 1767, als sich am 17. März der Schreinermeister Nikolaus Biehl aus Homburg i. d. Pfalz erbot, in Wadern eine Fabrik zur Herstellung von Schamas (nicht besonders wertvoller Baumwoll-

stoff zur Schürzenherstellung), feinem Musselin und Wollzeug einzurichten. Auch ein anderer nicht bekannter Unternehmer bewarb sich um die Genehmigung zur Anlage einer Strumpffabrik. Max Müller schreibt darüber: „Diese Manufaktur sollte von bekannten Bürgern, die jedoch vorerst hinter den Kulissen blieben, eingerichtet werden. Der Plan sah zwölf halbgroße und zwölf ganz grobe Stühle vor, die bei 300 Arbeitstagen 300 Zentner Wolle, den Zentner zu 36 Gulden (1 Gulden = 2,40 DM) verarbeiten sollten. Jeder Meister sollte vom Paar 4 Albus, der Geselle 3 Albus erhalten (ein Albus, auch Weißpfennig genannt, war 8 Pfennig). Es sollten im ganzen 1500 Dutzend Strümpfe hergestellt werden. Dadurch sollten im ganzen an Löhnen und Wolle 8369 Gulden im Lande bleiben. Es sollten 24 Meister und Gesellen sowie 25 Wollspinnerinnen, ein Walker, 3 Näherinnen und ein Aufbereiter beschäftigt werden. Dieser Plan kam aber auch nicht zur Ausführung.“

Am 30. März 1771 gab der Graf seinem Kammerrate Friedrich Benedikt Siegler den Auftrag, eine Fabrik zu errichten, in der wollene, baumwollene, seidene und gemischte Stoffe hergestellt werden sollten. Die Fabrik sollte 20 Jahre Steuerfreiheit haben, dann sollte jährlich eine Anerkennungsgebühr von 1 Louisdor gezahlt werden. (Ein Louisdor war eine vom französischen König Ludwig XIII. geprägte Goldmünze, deren Wert aber je nach den Zeiten zwischen 16-30 Mark schwankte; in Deutschland hieß der Louisdor auch „Pistole“ und galt 5 Taler und mehr.)

Zum Fabrikbetrieb ließ der Graf auch Calvinisten kommen, die den Webereibetrieb kannten. In dem an der Morscholzer Straße stehenden, heute verschwundenen alten Hause Kuhn war ihr Betsaal. Die Haustüre, deren Lichtbild noch vorhanden ist, zeigte einen Kelch.

Aber auch diese Fabrikgründung war nicht von Dauer. Viele Jahre später, 1843, gründete die Familie Lauer im Wadrilltal die heutige Waderner Tuchfabrik Pickel und Co., die sich erhalten konnte, weil sie Material verbrauchte, das am Hochwald selbst erzeugt wurde, nämlich Wolle und Flachs. Dabei wurde die „Kette“ aus Flachs hergestellt (Kette – Längsfäden), und als „Einschlag“ (Querfäden) wurde Wolle verwandt, die von den damals am Hochwald weidenden Schafen kam. Das Tuch war von unübertroffener Haltbarkeit, und als „Waderner Tirtes“ (Tirtey) hat es zur Zeit unserer Großväter den Namen der Hersteller im ganzen Hochwaldlande und im Saargebiet bekannt gemacht. Heute wird dieser Tirtey leider nicht mehr hergestellt, das ist sehr zu bedauern. Sulch ein Anzug aus Tirtey hielt Jahrzehnte lang alle Strapazen aus. Weniger Glück hatte Graf Joseph Anton mit einer beabsichtigten Mühlsteinindustrie am Katzenfelsen bei Oberlöstern. Zwar wurden Mühlsteine hergestellt, aber

das Material aus permischem Konglomerat war von ungleichmäßiger Härte. Die Steine bewährten sich nicht, und noch heute ist ein solcher Mühlstein, halbverwittert, an seiner Entstehungsstätte zu sehen.

Manche Berufsbezeichnungen aus jener Zeit, z. B. Steinhauer, Schindler, Schindelmacher, Schafdecker und Hutmacher haben sich mancherorts noch als Familiennamen erhalten.

Um den Zusammenhalt der Gewerbetreibenden und Handwerker zu fördern, Reibereien untereinander zu vermeiden und den Gemeinsinn zu pflegen, mußten sich die einzelnen Berufe (oder die damit zusammenhängenden Handwerke) zu Zünften zusammenschließen.

In der Zunftordnung vom 11. Mai 1775 heißt es im Eingange: „Was maßen unsere Untertanen und Handwerker als Bäcker, Müller, Küfer uns mehrmalen zu vernehmen geben lassen, wie daß die bis dahin in keine ordentliche Zunft eingeteilt und sie dahero geziemend gebeten haben wollen, sie ebenfalls zunftmäßig zu machen.“

Das Gesetz enthält dann in 31 Paragraphen sehr ausführliche Bestimmungen über die innere und äußere Ordnung der Zünfte, Pflichten der Lehrlinge, Gesellen und Meister, Prüfung der letzteren, ...

Allen schutzverwandten Untertanen wird schließlich empfohlen, daß sie „was im Lande zu haben und zu machen, nicht bei fremden, sondern bei unseren Meistern holen“, ja sogar bei Strafe förmlich verboten, für den Fall, daß benachbarte Staaten ein gleiches Verbot erlassen sollten. (Diese Verordnungen sind heute noch zeitgemäß und kaum überholt.)

So entstand im Jahre 1768 als erste Vereinigung die Bauhandwerkerzunft, der sich 1775 die Zunft der Müller, Bäcker, Brauer und Küfer anschloß. Ebenso schlossen sich die eisenverarbeitenden Berufe zu einer Zunft zusammen, also die Huf-, Waffen-, Messer- und Nagelschmiede nebst den Büchsenmachern. Eine vierte Zunft bildeten die Angehörigen des Bekleidungshandwerkes.

Der Oberamtmann des Grafen war Oberzunftmeister, so daß das Waderner Handwerk damals schon von einer Zentralstelle aus geleitet wurde. Dem Oberzunftmeister mußten Klagen und Streitigkeiten unterbreitet werden, und ehe dies geschah, durfte kein Zunftangehöriger eine gerichtliche Klage anstrengen. (Diese Einigkeit im Waderner Handwerk ist bis heute schöne Tradition geblieben; denn Streitigkeiten der Handwerker innerhalb des Ortes kennt man nicht.)

Die Ausbildung der Handwerker war durch die Zünfte streng geregelt, und es wurden hohe Anforderungen an den Nachwuchs gestellt. Eine dreijährige Lehrzeit war Pflicht und wurde scharf durchgeführt. In einem gut gearbeiteten Gesellenstück mußte der Prüfling

sein Können unter Beweis stellen. So z. B. ist uns überliefert, daß ein Küfergeselle ein 40- bis 50-Liter-Faß anfertigen und die Faßdauben mit Zapfen verbinden mußte. Sodann wurden die Reifen abgeschlagen und das Faß fortgerollt, wobei es nicht auseinanderbrechen durfte. (Der Küferberuf ist heute bei uns ausgestorben. Damals aber wurden Butten, Zuber, Fässer und Eimer aus Holz angefertigt. Die Anfertigung eines wasserdichten Holzimers gehörte z. B. auch als Gesellenstück zur Prüfung.)

Der Gesellenprüfung folgte eine wenigstens dreijährige Wanderzeit, ehe die Meisterprüfung abgelegt werden konnte. (Der Verfasser dieser Zeilen hat ein solches Wanderbuch gesehen, aus dem zu erkennen war, daß der Geselle damals fast ganz Deutschland durchwandert hatte.)

So konnten nur gründlich ausgebildete Gesellen den Meistertitel erwerben, und nur wer zu Recht den Meistertitel führte, durfte ein Geschäft eröffnen oder ein Handwerk betreiben. Dadurch wurde der Schwarzarbeit und dem Puschertum der Boden entzogen.

Wer sich von der Kunstfertigkeit der Waderner Schmiede überzeugen will, der schaue die handgeschmiedeten Verzierungen an der Kommunionbank der Waderner Pfarrkirche an. Wer die Leistungen der Schreiner und Treppenbauer beurteilen möchte, besuche sich in dem alten Schlosse des Grafen in der Oberstraße das Treppenhaus mit handgeschnitztem Geländer. Wie lange mögen Meister und Gesellen an dieser Arbeit gestanden haben, da es noch keine Maschinen gab?

Fremde Meister durften sich innerhalb der Grafschaft nicht niederlassen, damit den einheimischen Handwerkern der Broterwerb nicht geschmälert werde. Auch durfte innerhalb der Grafschaft kein Handwerker an den Bettelstab gebracht werden, ohne daß die Innung und der Graf eingriffen.

Andererseits hatten die Meister, z. B. die Bäcker, die Pflicht, immer genügend Vorrat an Brot feilzuhalten, andernfalls ihnen das Lieferungsvorrecht entzogen wurde.

Auch in das Privatleben des Handwerker- und Gewerbestandes griffen die behördlichen Anordnungen ein.

Der Meister und die Gesellen mußten einen „ordentlichen Lebenswandel führen“. Die Sonntagsheiligung hatte ihnen der Graf besonders eingeschärft. Er untersagte auch allzuvielen Wirtshausbesuch, ebenso die Erledigung von Aufträgen und die Annahme neuer Bestellungen an Sonntagen. Der Frucht- und Viehhandel war an Sonn- und Feiertagen streng verboten. Die erste Übertretung kostete 3 Gulden Strafe, die zweite zog 4 Wochen Zwangsarbeit am Straßen-

bau nach sich. Die Metzger - der Hofmetzger des Grafen nicht ausgenommen — durften an Fast- und Abstinenztagen kein Fleisch verkaufen, es sei denn, daß der Arzt oder Pfarrherr es als notwendig erlaubte. „Jedes Pfund auf unerlaubte Weise verkaufte Fleisch zieht eine Strafe von 3 Reichstalern augenblicklich auf den Hals.“ hieß es in einer gräflichen Verordnung.

Die Handwerker übten ihre Tätigkeit aus auf der Stör, d. h. sie gingen von Haus zu Haus, um ihren Beruf auszuüben, so z. B. Schuster, Schneider, Näherin. Dieser Brauch war schon älter als die Verordnungen des Grafen Joseph Anton, und aus dem Jahre 1695 wird uns berichtet:

Es erhielt der Schuster, wenn der Kunde das Leder stellte:

für ein Paar Schuhe: 6 Albus,

für ein Paar Kinderschuhe 3 Albus,

bei Arbeit ohne Kost

für ein Paar Schuhe 11 Albus,

für Kinderschuhe über 8 Jahre 5 Albus, unter 8 Jahren 4 Albus.

Der Schneider:

ein Meister 8 Albus je Tag,

ein Lehrjunge 5 Albus je Tag,

der Schmied für das Beschlagen eines Pferdes, für Eisen nebst Nägeln 5 Albus.

Nicht zu den Handwerkern gezählt wurde der Buchdrucker. Im Jahre 1765 wird in Wadern ein Buchdrucker Johann Georg Behrens als „Hofdrucker“ des Grafen erwähnt. 1771 übte ein Nikolaus Schütz als „Hochgräflicher Buchdrucker“ seine Kunst aus. Wo die Druckerei stand und wann sie verschwand, ist nicht bekannt.

Auch der Apotheker gehörte nicht zu den Handwerkern. Es ist interessant zu wissen, daß am 27. August 1788 die Gräfin Antonia von Zeil-Wurzack (die zweite Gemahlin des Grafen Joseph Anton) in Wadern eine Apotheke einrichten ließ, zu einer Zeit, da nicht einmal alle Städte eine Apotheke besaßen.

Das Marktrecht und die Märkte in Wadern

Da Graf Joseph Anton Gewerbe, Handel und Handwerk in Wadern fördern und zur Blüte bringen wollte, erwuchs in ihm der Gedanke, dafür Sorge zu tragen, daß den genannten Berufen auch Gelegenheit geboten werden sollte, ihre Erzeugnisse abzusetzen. Das konnte am besten geschehen, wenn viele Leute die erzeugten Güter sehen und kaufen konnten. Also richtete Graf Joseph Anton Märkte ein. Dann — so dachte er — kämen die Käufer aus allen Orten der

Grafschaft, um in Wadern auf den Märkten einzukaufen, und so werden Handel und Wandel erblühen.

In diesem Gedanken legte er im Jahre 1764 den Marktplatz an. Er lag wie ein großes Rechteck inmitten des Fleckens. Im Jahre 1765 erhielt Wadern das Marktrecht. Die Urkunde über die Einführung der Märkte hat folgenden Wortlaut und trägt das Datum vom 13. April 1765 (ihre Wiedergabe erfolgt in hochdeutscher Sprache):

„Nachdem uns hinterbracht worden, daß einige Pferd- und Viehmärkte in unserm Markt Flecken Wadern sowohl zu unserem als unserer Untertanen Nutzen füglich angelegt werden könnten; also sind wir gesinnt, dergleichen Pferd- und Viehmärkte des Jahres hindurch vier anzuordnen. — Zur besseren Aufnahme dieser Märkte vergönnen wir den marktbesuchenden Christen und Juden sechs Jahre hindurch alle Freiheiten. Versehen uns aber, daß niemand sich erfrechen werde, ungesundes und ansteckendes Vieh herbeizuführen. Sollte sich aber jemand darin verfehlen, so muß der Frevler sich auch gefallen lassen, daß er mit einer ergiebigen Leibes- oder Geldstrafe belegt werde.“ Der erste Markt fand statt am zweiten Montag in der Fasten, der zweite den Montag vor Pfingsten, der dritte den Montag nach Laurentius (er ist der Vorläufer des heutigen Kirmesmarktes), der vierte Markt wurde gehalten am Montag vor Andreas (30. November) und wurde der Vorläufer des heutigen Nikolausmarktes. Dieser Markt entwickelte sich im Laufe der Zeit gar sehr, weil dann die Ernte eingebracht war und die Leute Geld hatten.

Um den Märkten eine größere Anziehungskraft zu geben, besuchte Graf Joseph Anton an den Markttagen mit seinem ganzen Hofstaate den Ort und zeigte sich vom Schloßchen am Kleinen Markt oder von seinem Schlosse in der Oberstraße aus den Besuchern. Am 6. Juli 1769 wurde auch ein Wochenmarkt eingeführt und am Freitag jeder Woche gehalten. Daraus entwickelte sich später der heutige Schweinemarkt, der nun aber an jedem Dienstag stattfindet. Bei der Einführung dieses Marktes wurde bestimmt, daß auch Lebensmittel und Gebrauchsgüter aller Art feilgehalten werden sollten. Dieser Gebrauch kam aber wieder ab, und nur der Schweinemarkt ist geblieben. Er wird auf dem Kleinen Markt gehalten, und vor etlichen Jahrzehnten noch kamen die Landleute aus der ganzen Gegend mit Ferkeln, Läufern und fetten Schweinen zu diesen Märkten.

Da auf den Märkten die Umsätze stiegen und die Besucherzahl anwuchs, wurde der Platz vergrößert. Eine Urkunde des Grafen vom 18. November 1770 berichtet, daß Ländereien zur Vergrößerung des Marktplatzes angekauft wurden. Die Zahl der Marktstage wurde auf acht erhöht und später auf zwölf festgesetzt. So blieb es bis heute, und jeder Monat hat seinen großen Markt. Als Markttag wurde der

letzte Mittwoch eines jeden Monats gewählt. Nur der Kirmesmarkt (Laurentiusmarkt) wird am Kirmesdienstag gehalten und der Weihnachtsmarkt in der Woche vor Weihnachten. Nach dem zweiten Weltkrieg wählte man den ersten Mittwoch des Monats zum Markttag, weil man sich davon größere Umsätze versprach. Da diese Erwartung aber nicht in Erfüllung ging, kehrte man wieder zur alten Ordnung zurück und hält seitdem die Märkte wie früher am letzten Mittwoch des Monats.

Als die Industrie im Saarland sich entwickelte und Geld unter die Leute kam, nahm auch der Waderner Markt an Bedeutung zu. Namentlich wurden fette Schweine gesucht, da das volkreiche Saarland den Fleischbedarf für die Industriebevölkerung nicht mehr decken konnte. Heute ist diese Frage nicht mehr akut, weil auch die Hochwaldbevölkerung zur Industrie geht und somit Ackerbau und Viehzucht Einbuße erleiden. Das Fleisch kommt aus dem Ausland, namentlich aus Lothringen. Auch die Waderner Tuche wandern nicht mehr in die Umgegend, da man heute moderne Stoffe wünscht und die „Tirtesfabrikation“ längst eingestellt wurde. Trotzdem gibt es bei den Verkäufern und Geschäftsleuten meist frohe Gesichter, weil die Umsätze noch gut sind. Allerheiligenmarkt und Nikolausmarkt weisen mitunter mehrere tausend Besucher auf.

Auch die Jugend kam an den Waderner Markttagen auf ihre Kosten. Bis nach dem ersten Weltkrieg fanden immer Tanzveranstaltungen statt, und der letzte Besitzer des Hotels zum Hochwald, damals Jakob Schillo, war der letzte Gastwirt, der diese Sitte noch beibehielt. Seit aber die Omnibusse die Leute möglichst schnell wieder heimbefördern, hören die Tanzveranstaltungen auf.

Da die Märkte mit dem Landleben in enger Verbindung standen, erhielten sie schließlich auch volkstümliche Namen, die bis heute erhalten geblieben sind.

Ende Januar findet der Lichtmeßmarkt statt, Ende Februar der Mittfastenmarkt oder Mattheismarkt, Ende März der Ostermarkt, Ende April der Maimarkt, Ende Mai der Pfingstmarkt, Ende Juni der Peter-und-Pauls-Markt, Ende Juli der Jakobusmarkt, Mitte August der Laurentius- oder Kirmesmarkt, Ende September der Michelsmarkt, Ende Oktober der Allerheiligenmarkt, Ende November der Nikolausmarkt, in der Woche vor Weihnachten der Weihnachtsmarkt.

In der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg kamen viele Verkäufer aus Lothringen, eine Erscheinung, die aber nach der Rückgliederung des Saarlandes wieder abgeklungen ist. Auch machte sich damals ein Mangel an Parkplätzen bemerkbar. Seit aber der Trümmerhaufen des ehemaligen „Schloßchens“ (Besitz der Familie des Tuch-

fabrikanten Lauer) in der ersten Augustwoche 1961 beseitigt wurde und die Gemeinde das fast 50 a große Areal gekauft hat, ist die Parkplatzfrage kein Problem mehr.

Der Viehmarkt war immer recht gut beschickt. Seitdem aber im dritten Reich die Juden — manche kamen sogar aus der Tricrer Gegend — vom Handel ausgeschlossen waren, nahm der Großviehmarkt immer mehr ab, bis er schließlich ganz einging. Mitgeholfen hat dabei auch der Umstand, daß mit der wachsenden Industrialisierung die Viehbestände zusehends abnahmen, weil manche Familien den Ackerbau aufgaben. Seit die Traktoren die Pflügearbeit besorgen, wird das Rindvieh als Zugtier kaum noch benutzt, was auch zur Verringerung des Viehbestandes beigetragen hat.

Andererseits wurde die Milcherzeugung reichlicher, da die verbleibenden Rindviehbestände nicht mehr durch die schweren Feldarbeiten strapaziert, sondern nur noch in erster Linie als Milchproduzenten gepflegt wurden.

Zu Graf Joseph Antons Zeiten mußte nach einer Anordnung des Oberamtmannes von Hame jeder Bauer zwei Stück Vieh zum Markte bringen, eine Verkaufspflicht bestand jedoch nicht. Der Graf bezweckte damit nur, daß der Markt gut beschickt wurde.

Auch auswärtige Händler und Kaufleute durften an den Markttagen ihre Waren feilbieten. Der Graf hatte eine Frist gesetzt, innerhalb der kein Standgeld erhoben werden durfte, um damit die Marktbesucher anzulocken und den Warenumsatz zu fördern.

Als die Waderner Gerberzunft einmal von den St. Wendeler Gerbern eine Antrittsgebühr — Hasengeld genannt — forderte, ließ sie der Graf verwarnen und drohte, daß er jede weitere Forderung dieser Art streng bestrafen werde.

Als 1773 die Marktgeldfreiheit ablief, wurde fortan ein Standgeld von allen Verkäufern erhoben, das zwischen 4 und 8 Kreuzern schwankte (1 Kreuzer — 4 Pfennige). Für jedes verkaufte — nicht aber für das nur aufgetriebene — Stück Vieh wurde eine Abgabe erhoben, die zwischen 4 und 10 Kreuzern schwankte und sich nach der Tierart richtete, also für ein Pferd höher war als für ein Kalb, Rind oder eine Kuh. Für ein Pferd oder ein Paar Ochsen betrug es 10 Kreuzer, für eine Kuh 5 Kreuzer, für ein Kalb oder eine Ziege 2 Kreuzer. Wer das Standgeld betrügerisch hinterzog, wurde für jeden Kreuzer mit einem Goldgulden Strafe belegt.

Als Maß für den Verkauf von „Ellenwaren“ galt die „Waderner Elle“, ein Eisenstab von $66\frac{2}{3}$ cm, der heute noch fest verankert am rechten Seitengiebel des ehemaligen Schließchens der Gräfin Christiana — an der heutigen Apotheke — zu sehen ist.

Damit es an den Markttagen nicht zu Ausschreitungen und Streitfällen kam, waren zwei Markthüter amtlich angestellt. Es werden genannt ein Nikolaus Feltes aus Wadern und ein Michel Krämer aus Noswendel. Im Bedarfsfalle stand auch die Kompanie der Waderner Garnison zur Verfügung. Diese 45 Mann stellten auch gleichzeitig eine Polizeitruppe dar, die notfalls mit Gewalt Ordnung schaffen konnte.

Auf dem Waderner Markte durfte kein Besucher verhaftet werden, es sei denn, er wurde auf frischer Tat ertappt.

Am 17. Mai 1766 wurden die Kirchenmärkte, also die Märkte an den Sonntagen verboten, weil sie mehr zur Entheiligung als zu gottesfürchtiger Begehung der Feste gereichten.

Damit die Marktbesucher gut gepflegt werden konnten, sorgte der Graf auch für geeignete Gasthäuser. Aus dem Jahre 1762 werden aus dem Orte Wadern drei Wirte aufgezählt: Peter Simon, Meyer und Nikolaus Koch in „Selves Haus“. Es war das alte Riott'sche Haus unterhalb der Kirche, wo heute das Baugeschäft Barbian steht. Das Gasthaus hieß „Zur Wolfsangel“. Die Wolfsangel war das von Soeternsche Wappenzeichen. Die Wirte mußten die Reisenden beherbergen und ihnen gutes Essen verabreichen. Wer sich gegen diese Verordnung verging, mußte 4 Reichstaler Strafe zahlen.

Am 30. November 1767 beauftragte der Graf einen Landkommissar, in die Gasthäuser zu gehen und auf Ordnung und Sauberkeit zu achten, da, wie er sagte, „eine unordentliche Wirtschaft der Aufnahme eines Landes sehr nachteilig sei“. Jede Wirtschaft habe eine saubere und besondere Stube für Gäste und Fremde zu besitzen, ferner ein reines Bett mit sauberem Zeug und Vorhang, ordentliche Stühle, saubere Tische, Gläser, Flaschen, Teller, Leuchter, ein ordentliches Unschlittlicht (Kerze) und was sonst zur Belebung und Beherbergung der Gäste und Fremden gehöre, bei Vermeidung einer Strafe von 10 Reichstalern. Auch war der Graf streng in der Überwachung der Sonn- und Feiertagsruhe und verbot den übermäßigen Besuch der Wirtschaften. Im Jahre 1774 verbot er den Zünften ihre Weingelage. Der Graf war ein Feind der Schlemmer und Säufer (Volljapfen genannt) und sagte, er wolle lieber mit dem Teufel als mit einem „vollen Menschen“ zu tun haben. Den Teufel könne er durch das heilige Kreuzzeichen vertreiben, vor welchem aber ein „volles Biest“ keine Furcht habe.

Im Jahre 1776 werden in Wadern vier Gasthäuser genannt: das Riott'sche Haus „Zur Wolfsangel“, dann ein Gasthaus „Zur Sonne“, ferner ein Gasthaus „Zu den drei Löwen“ und „Zur guten Frauen“. Diesen Gasthäusern wurde auch die Backerlaubnis erteilt für alle

Zeit, damit die Gäste und Fremden jederzeit frisches Brot und anderes Backwerk erhalten könnten. (Zur Sonne: jetzt Waderner Hof, Schaadt: drei Löwen: Gasthaus Becker, Oberstraße; Zur guten Frauen oder drei Marien: war Gasthaus Brücker-Becker, Marktplatz.)

Reminiszenz um den Marktbrunnen

Kaum ein Problem hat in Wadern während der letzten Jahre so viel Gesprächsstoff abgegeben und so viel Beachtung bei Einheimischen und Fremden gefunden wie das Schicksal des Waderner Marktbrunnens. Hier lautete die Frage: „Wann kommt er wieder, und wo wird er stehen?“ Die Waderner haben die Hoffnung auf seine Wiederherstellung nicht aufgegeben, und diese Hoffnung ist nicht enttäuscht worden. Zwei Tatsachen stehen jetzt fest: Der Brunnen wird wieder kommen. Aber er wird seinen alten Standort nicht mehr haben. Auf dem neuerworbenen Grundstück wird er stehen, nahe der Amtsverwaltung, und er wird von der Straße aus zu sehen sein. Die Verwaltung kann des Dankes aller Heimatfreunde gewiß sein, daß sie die Wiederherstellung des Brunnens beschlossen hat.

Er war der Stolz aller Waderner, das Schmuckstück des Ortes, das Erinnerungszeichen an eine Zeit großartiger wirtschaftlicher und geschichtlicher Entwicklung, die Zierde des Marktplatzes, die Sehnsucht aller fortgewanderten ehemaligen Waderner, der plätschernde Benbachter des vorbeißenden Verkehrs, der stille Gefährte ruhiger Hochwaldnächte im silbernen Mondschein oder auch der trotzig Widersacher wilder Sturmzeiten. Er war der Anziehungspunkt der heranwachsenden Jugend, der Zeuge romantischer Begebenheiten vieler Jahrzehnte, die säulenbekrönte Wohnstatt der märchenhaften Brunnennixe, der Wasserspender für durstige Geschöpfe jeglicher Art, die Badegelegenheit für oft unbeabsichtigte Abkühlung, die schuldlose Ursache mancher Tracht Prügel für spritzbegeisterte Bengel, kurz, er war allen ein Stück Heimat geworden. Aber an seinen alten, geschichtlich ehrwürdigen Platz kann er nicht mehr zurückkehren, er stünde sonst in teerbedeckter Einöde und wäre wegen der vielen vorbeihastenden Vehikel immer in seinem Dasein bedroht, da ja die Straße nicht einmal breit genug ist, um den Verkehr flüssig zu erhalten. Also wechselt er seinen Standpunkt und muß dem modernen Verkehr dieses Opfer bringen. Er hat auch Verständnis dafür, wie alle Heimatfreunde Verständnis dafür aufbringen, getreu dem Grundsatz: „Andere Zeiten, andere Sitten“.

Früher, als er noch im Schnittpunkt der drei Straßen stand, hatte der Brunnen einen guten Freund in weißer Berufsuniform: Es war

der Bäcker- und Konditormeister Philipp München, der in Stunden der Gefahr in seiner Haustüre erschien und mit Stentorstimme hinüberrief: „Soll ich mit der Backofenschieß kommen, dann geht die Sach' flotter?“ Und das half. Philipps Worte hatten Gewicht und verfehlten ihre Wirkung nicht; denn keiner hat den Brunnen angeührt, solange der Meister München in Wadern lebte.

Leider war es so, daß damals, als Graf Joseph Anton den Brunnen 1770 errichten ließ, niemand ahnen konnte, daß er eines Tages zum Verkehrshindernis würde. Oft genug haben ihn die Langholzfahrzeuge bedroht, wenn sie mit ihrer „Dreißigmeterladung“ die Straßenkurve durchfuhren.

Daß also die Tage des Waderner Marktbrunnens gezählt waren, mußte bei der stets anwachsenden Verkehrsflut selbst der konservativste Heimatfreund einsehen. Und als er dann eines Tages dem Straßenausbau weichen mußte, war es der sehlichste Wunsch aller Waderner, daß er doch wieder kommen müsse. Tradition verpflichtet jedes Geschlecht, und viele Jugenderinnerungen an den Brunnen lebten im Herzen der Waderner weiter. Wenn er nun seinen Standort bezogen hat, mögen die Alten auf den Bänken der ihn umgebenden Grünanlagen ihren Erinnerungen nachsinnen, und die Jugend wird mit dem neuen Brunnen verwachsen und ihn liebhaben.

Aber niemals wird der Brunnen — dessen Steine zum Teil verwittert sind und neu ersetzt werden müssen — die idyllischen Bilder schauen, wie sie der alte Brunnen sah. Die Brunnennixe wird zwar ihre stille Wohnung unter der achteckigen kapitälgekrönten Säule wieder beziehen und wie früher lächeln, wenn die Spätheimkehrer ihren Durst in den umliegenden Gasthäusern gestillt haben und die Breite der neuen Straße bald nach links, bald nach rechts abmessen. Ewig jung bleibt nur die Poesie, auch auf dem Gebiet der Durstbekämpfung veraltet sie nie.

Aber den alten Gendarmeriewachtmeister Harms — ein Original an Beamtenwürde und Gewissenhaftigkeit — wird er nicht mehr sehen. Einmal — es war in der Dämmerung — als ein Waderner Fuhrmann das wachsamer Auge des Gesetzes von Lockweiler nach Wadern mitbrachte und ihn just am Marktbrunnen absetzte, konnte die Nixe folgende Unterhaltung belauschen: „Ei, ich sehe“, sagte der Hüter der Ordnung, „Sie haben kein Licht am Wagen, und es ist doch dunkel geworden, da muß ich Sie protokollieren!“ Sprach's, zog sein Notizbuch hervor, und als Dank für seine Gefälligkeit durfte der Fuhrmann 3 Mark Strafe bezahlen. Oder aber, als Herr Harms im Ruhestand lebte, ging er täglich zum Marktplatz und postierte sich am Brunnen, wo er dann mit Argusaugen beobachtete, ob „der junge Dachs da in Uniform“ auch seine Pflicht tue.

Vielleicht erlebt der Brunnen aber wieder das gleiche romantische Spiel der Dorfbuben, die sich gegenseitig mit Wasser bespritzen, wobei es immerhin möglich ist, daß eine der heranwachsenden „Schönen“ einen tüchtigen Spritzer mitabbekommt, was dann zu Protesten und einer Tracht Prügel für den Wasserhelden führen kann. Jedenfalls wird er, wie in früheren Zeiten, zu Fastnacht von den Kindern umjubelt, die das alte Waderner Fastnachtslied singen:

„Fasenbooken,
Kirschenhooken,
Kloschtermatz,
Wer eß dei' Schatz?“

Brunnen und Kinder gehören zusammen, wie Brunnen und Wasser und wie Kinder und Märchen.

Wie sah der alte Brunnen aus? Nun, inmitten eines achteckigen Beckens von etwa zwei bis drei Metern Durchmesser und einer Umfassungsmauer von 60-70 cm Höhe, ragte der ebenfalls achteckige kapitälgeschmückte Säulenschaft auf, alles aus Brittener Sandstein gearbeitet und mit einer Laterne gekrönt. Aus vier fingerdicken Röhren plätscherte das Wasser in das Becken, und gar mancher Frechdachs hat — wenn er über die Brüstung lief — ein unvorhergesehenes Bad abbekommen, was der Vater daheim mit der Bearbeitung des verlängerten Rückens unter Beifall und vielem Geschrei der nassen Wasserratte quitierte.

Wenn man aber an stillen Abenden dem Geplätscher lauschte und das Wasser wie glänzendes Silber herniederrieselte, dann war es, als stiegen heimliche Märchen aus der Tiefe empor und erzählten von guten und schlechten Zeiten, da die Hochwaldleute noch bescheiden und anspruchslos waren und weder fortschrittlüstern noch profitgierig ihre Tage verlebten. Man freute sich in der Heimat am Hochwald, im Lande der rauschenden Wälder, der klingenden Vogellieder und der plätschernden Bergwasser, von denen auch der Brunnen eine leise Strophe mitsang. Man schätzte die Heimat, die vom Herrgott so reich mit Naturschönheiten begabt wurde und wußte nichts von Italien oder Spanien.

Der neue Brunnen aber möge Bindeglied werden zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er freue sich mit dem Träumer, der dann neben ihm steht und im Wechselspiel der Zeiten auch heute noch den Märchen lauscht, die doch nicht alle gestorben sind. Er möge sie dann in stiller Stunde jenem erzählen, der gerne den Geschichten aus alten Zeiten lauscht. Möge er seine Tage in Frieden verbringen, und möge der Herrgott den Brunnen, das Land und die Leute unter seinen besonderen Schutz nehmen. Dann wird auch die Zufriedenheit eine gastliche Stätte am Hochwald finden, wie es früher war, denn nur die Zufriedenheit ist Glück.

Aus der Tiefe lockt's mich wieder,
Nochmals tret' ich vor Euch hin,
Will dem Fest die Weihe geben,
Ich, die Brunnenkönigin.

Will erzählen Euch die Sage
Von dem Brunnen hier am Ort,
Von den unbekanntten Quellen,
Wo ich lebe, fort und fort.

Gruß der Brunnennixe des Waderner Marktbrunnens

Von Frau Anna Linn
geb. Lehnen, Wadern

Droben auf des Berges Höhen,
Wo der Hirsch im Herbste schreit,
Wo die dunklen Tannen ragen,
Tief in Waldeseinsamkeit.

Dortem liegt versteckt die Quelle
Unter weichem, feuchtem Moos,
Und im tiefen Bergesinnern
Steht mein weißes Nixenschloß.

Einstmals, vor viel' hundert Jahren,
Sommer war's und Mittagsglut,
Saß ich träumend an der Quelle,
Spielend mit der klaren Flut.

Plötzlich fiel ein dunkler Schatten
Auf der Quelle lichtetes Bild;
Vor mir stand in Jugendschöne
Rittersmann mit Speer und Schild.

„Gib, o Mägdlein, mir zu trinken
Aus der Quelle frisch und klar,
Nimm die kleine Hand und schöpfe,
Reich mit ihr den Trunk mir dar.“

Und ich tat, wie er begehrte,
Ließ ihn trinken aus der Hand,
Füllte ihm die kleine Schale,
Bis der Durst dem Müden schwand.

„Und ich sah, wie er sich labte,
Mir war's Freude, mir war's Glück.
Als er froh die leere Schale
Reicht in meine Hand zurück!“

„Habe Dank, du Kind des Waldes,
Süße Fee aus Märchenland,
Hast den Mund mir zwar gekühlet,
Doch das Herze mir verbrannt.“

„Lösch' die Glut in meinem Innern,
Komm mit mir hinab ins Tal,
Reich die Hand mir für das Leben
Als mein süßes Ehemahl.“

Weiter ließ ich ihn nicht reden,
Hielt die Hand ihm bittend vor:
„Nixen sterben, wenn sie lieben“,
Klang die Antwort ihm ins Ohr.

„Kehr zurück ins Tal von Wadern,
Such Dir dorten Glück und Braut,
Meine Quelle soll da fließen,
Wo Ihr Euch das Heim erbaut.

Heilkraft will ich ihr verleihen,
Ist das Herz auch weh und wund,
Dem, der gläubig daraus trinket,
Wird das kranke Herz gesund.

Muß nun Abschied von Euch nehmen,
Hin zu meinen Quellen geh'n.
Bei dem nächsten Brunnenfeste
werden wir uns wiederseh'n.

Lauers Schlößchen

Den Abschluß des Marktplatzes nach Norden hin bildete „Lauers Schlößchen“, ein schon vom Grafen Joseph Anton errichteter einstöckiger Barockbau, auf dem später die Familie Lauer das zweite Stockwerk aufbaute. Dieses schmucke Schlößchen mit seiner großen Freitreppe wurde ein Opfer der Bombenangriffe, und als die Besitzerin des Ruinengrundstückes starb, erwarb die Gemeinde das Areal zur Vergrößerung des Marktplatzes, und nun harret der Platz der weiteren Verwendung.

Gegenüber dem ehemaligen Marktbrunnen war — im heutigen Hause Nelles — die Wohnung des gräflichen Leutnants. Das Haus



Lauers Schlößchen mit dem alten Marktplatz und dem Brunnen

ist vom jetzigen Besitzer zu einem modernen Kaufhaus umgebaut worden. Das Obergeschoß jedoch ist noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben. Der letzte Leutnant des Grafen hieß von Valette. Später erwarb der Domherr München aus Köln das Haus. Es wurde darin eine Gastwirtschaft betrieben.

Schöne Haustüren in Wadern

Lauers Schlößchen ist verschwunden, das Haus des Leutnants von Valette ist umgebaut. Aber aus der Barockzeit sind uns noch einige schöne Haustüren erhalten geblieben.

Zunächst wäre zu nennen die Eingangstüre zum Gasthaus Ratschenke. Gegenüber am Hause Birtel ist wohl die wertvollste Türe. Das Haus wurde von einem Kaufmann erbaut und hat noch einen mittelalterlichen Türklopfer, wohl das einzige Exemplar dieser Art weit und breit. Die Türe steht unter Denkmalschutz. An dritter Stelle wäre die Türe am Hause Göbel, ebenfalls in der Oberstraße, als beachtlich zu erwähnen.

Alle Türen sind von künstlerischer Art und bezeugen den Wohlstand der ehemaligen Erbauer dieser Häuser.



Schöne Haustüren in Wadern, Haus Birtel, Oberstraße

Das ehemalige Kapuzinerkloster auf dem Christianenberg bei Wadern

Das Kloster war eine Kulturstätte von hervorragender Bedeutung für den Ort Wadern und die ganze Grafschaft Dagstuhl.

Die Gemahlin des Grafen Joseph Anton von Oettingen-Soetern war die Gräfin Elisabeth Rudolphine Christiana von Schwarzenburg-Sondershausen. Sie war eine edle, fromme und wohltätige Fürstin. Der Graf hemmte ihre Frömmigkeit und Wohltätigkeit nicht, im Gegenteil, auf ihre Bitte hin entschloß er sich im Jahre 1763, auf dem Guntersfeld, nördlich von Wadern, ein Kapuzinerkloster zu errichten, dem er dann die verschiedensten religiösen und kulturellen Aufgaben übertrug.

Die politische Lage Deutschlands war damals nicht gut. Der Siebenjährige Krieg ging zu Ende, der viel Leid über Preußen und Österreich gebracht hatte. Weil aber die Grafschaft Dagstuhl weder zu Preußen noch zu Österreich gehörte, blieb sie von dem Kriegselend verschont.

In Trier regierte damals der Kurfürst und Erzbischof Johann Philipp von Walderdorf. (Er hat in seiner Diözese das „Ewige Gebet“ eingeführt und das Kurfürstliche Palais vergrößert; die nach ihm

benannte Johann-Philipp-Straße in Trier hält sein Andenken wach.) Kurfürst Johann Philipp war der Nachfolger des Kurfürsten Franz Georg von Schönborn, dessen Schwester Eleonore von Schönborn die Mutter des Grafen Joseph Anton war. So ist verständlich, daß die Beziehungen zwischen dem Hofe zu Dagstuhl und dem kurfürstlichen Hofe zu Trier gut und sogar herzlich waren. Wenn Kurfürst Johann Philipp auch nicht weltlicher Herr zu Dagstuhl war, so unterstanden ihm als Erzbischof zu Trier doch die geistlichen Belange der Grafschaft.

Nachdem der Klostergründungsplan ausgereift war, richtete Graf Joseph Anton am 27. Januar auf Veranlassung seiner Gemahlin Christiana an den Kurfürsten und Erzbischof die Bitte, die Errichtung des Kapuzinerklosters in Wadern zu gestatten (abgedruckt ist dieses Schreiben in „Treviris“ 1836 in Nr. 43 des 3. Jahrganges, vom 29. Oktober 1836). Es hat folgenden Wortlaut, aus dem die Aufgaben der Patres und Brüder hervorgehen: „Wir, Josef Anton, regierender Fürst zu Oettingen-Soetern etc. etc. Urkunden und bekennen hiermit für uns und unsere Nachkommen:

Nachdem wir zur Vermehrung der Ehre Gottes, schuldigsten Dankbarkeit deren Uns bisher mildest zugeflossenen göttlichen Gnaden Segen und Beförderung Unseres und Unserer Untertanen Seelen Heiles und Geistlichen Besten den Entschluß gefaßt, Capuziner aus der Rheinischen Provinz in Unsere Herrschaft Dagstuhl einzusetzen, und damit dieser Unser Vorsatz so ersprießlich als dauerhaft werden möge, denen dahier eintretenden Patribus Capuzinern zu ihrer Lebens Notdurft und Unterhaltung nachstehende jährliche Almosen auf „Ewige Zeiten“ zu widmen und zu vorgedachtem, gottgefälligem Ziel und End auf die zu Unserer Herrschaft Einkünften stet und unverbrüchlich zu stiften:

Also schenken Wir hiermit den Patribus Capuzinern als eine ewige, unverbrüchliche Stiftung mit reifem Vorbedacht und allem Ernst:

Imo: Zur Erbauung der Kirchen, Kloster und Gärten fünf Morgen Land, wo solches sich dazu am bequemlichsten finden, und Ihnen wird angewiesen werden, dergestalten, daß der dazu erschene Platz zu keinem anderen Gebrauch denn zur Wohnung deren obgedachten Patres des hl. Franzisci Seraphici Ordens jemals von Uns oder Unseren Nachkommen verwendet werden soll.

2do: Zu jährlichem Almosen vierundzwanzig Malter Korn (Anmerkung, nicht im Text enthalten: ein Malter ist 360 Pfund), ein Fuder Wein und vierundzwanzig Klafter Brandholz (Anmerkung, nicht im Text: ein Klafter war ein Holzstoß von vier Metern Breite und einem Meter Länge), welche ihnen von Unserem Rat und Forst-

amt zu Dagstuhl alljährlich abgereicht werden soll. (Es war also ein Holzstoß von 96 Raummetern.)

3tio: Gestatten Wir denselben zu Sammlung ihres ferner nötigen Lebensunterhaltes den freien und ungehinderten Termin auf alle zu Unserer Herrschaft Dagstuhl eingehörigen oder noch anfallenden möglichen Ortschaften. Hingegen sollen:

4to: Die hier aufnehmende Capuziner durch einen unter Ihnen täglich eine heilige Messe in Unserer Schloß-Kapelle zu Unsere und Unserer Nachkommen Intention, um jene Stunde, wie es Uns zu verordnen gefällig sein wird, von nun an bis zu ewigen Zeiten celebrieren und dieselbe mit gewöhnlichem Gottesdienst versehen.

Gleichwie Wir denn hiermit geloben, vorbeschriebene heilige Stiftung stets fest und unverbrüchlich zu halten, also befehlen Wir auch Unseren Erben und Nachkommen, dawider in keinem Weg zu handeln, sondern diese Unsere Verordnung und Dotationen inter vivos ad pias causas unumstößlich aufrecht zu halten und nicht zuzulassen, daß auf einige Wege (Anmerkung: auf andere Weise) dawider gehandelt werde.

Zu wahrer Urkunde und mehrer Bekräftigung haben wir gegenwärtigen Fundationsbrief Eigenhändig unterschrieben und Unser gräfliches Insiegel daran hangen lassen.

Gegeben zu Dagstuhl, den 27. Januar des 1767sten Jahres.

(L. S.) gez. Joseph Anton, Graf Oettingen-Soetern

Dieser Stiftungsbrief wurde nun dem Erzbischof und Kurfürsten Johann Philipp von Walderhof überreicht. Daraufhin wurde verfügt:

„Von Gottes Gnaden Johann Philipp, Erzbischof zu Trier, des heiligen Römischen Reiches auch Galliens und des Königreiches Arelaten Erzkanzler und Kurfürst, auch Bischof zu Worms und Administrator zu Prüm etc. . . .

Nachdem uns namens des Grafen Joseph-Anton von Oettingen-Soetern folgender Stiftungsbrief mit der Bitte untertänigst überreicht worden, Wir möchten solches als Erzbischof von höchster Ordinariatsgewalt bestätigen, mithin die Einführung deren Capuzinern in seine Herrschaft Dagstuhl denen im obgedachten Stiftungsbrief enthaltenen Bedingnissen (Bedingungen) zu erlauben gnädigst geruhen, als haben Wir keinen Anstand genommen, zu Beförderung und vollkommenen Sicherheit dieses frommen Vorhabens mehr ersagten Fundationsbrief in allen Stücken, wie kraft dieses geschieht, mit unserer Erzbischöflichen Bestätigung zu bekräftigen, jedoch dergestalten und mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß:

Erstens: Die Anzahl davon in die Herrschaft einzunehmenden Capuzinern niemals über fünf steigen, folglich ihre dort aufzurichtende Wohnung zu keinen Zeiten zu einem Kloster erwachsen, sondern den Namen und die Wesenheit einer bloßen Residenz behalten solle, vorzüglich aber

2.: solle den juri Parochiali, und denen dahin einschlagenden Gerechtsamen deren in der Herrschaft Dagstuhl befindlichen Pfarreien, besonders jener zu Wadern, hierdurch die mindeste Verkürzung und Schmälerung nicht zugehen, allermaßen Wir gedachter Pfarreien Befugnisse und Gerechtsame ohne Ausnahme vorbehalten und bestermaßen gehandhabt wissen wollen.

Zu wessen mehrerer Bekundung haben Wir gegenwärtiges eigenhändig unterzeichnet und unseres Canzley Insiegel beizufügen befohlen, so geschehen in Unserer Residenz Ehrenbreitstein, den 23. Februar 1767.

(L. S.) gez. Johann Philipp, Churfürst“

So war alles gut geordnet, wie es gedacht war. Zunächst kam die Errichtung der Kloster- und Wirtschaftsgebäude zur Ausführung. Am 20. Januar 1767 war bereits ein Vertreter des Ordens beim Grafen in Dagstuhl und besprach mit ihm die Übergabe der notwendigen Ländereien. Der Graf schenkte sieben Morgen Land für die klösterliche Ansiedlung, und am 24. März 1767 wurde dem Orden ein Gelände auf dem Guntersfeld übereignet. Fortan hieß es „Christianenberg“, und hat den Namen bis heute behalten. An der Feier nahm der ganze Hofstaat teil. Auch die Bewohner von Wadern fanden sich ein, als zum Zeichen der Besitzergreifung auf dem Gelände ein großes Holzkreuz errichtet wurde. Noch im selben Sommer begann der Bau des Klosters und der Kirche. Die Steine wurden aus einem am Mühlenberge gelegenen Steinbruche herbeigebracht.

Die Dagstuhler Untertanen leisteten alle Hand- und Spanndienste umsonst. Als Syndikus des Klosters ernannte der Graf einen reichen Junggesellen, Nikolaus Kirsch, der die Geschäfte führte und in der heutigen Unterstraße im Hause der Metzgerei Feltes wohnte. Vorsteher des Klosters war ein Wittlicher, der Pater Johannes, der bis zur Fertigstellung der Gebäude im Schlosse zu Dagstuhl wohnte. Die anderen Mitglieder hatten sich in einem am Marktplatz gelegenen Miethause eingerichtet. Bald wurde ein Pater Paschalis Nachfolger des Paters Johannes, aber der neue Vorsteher starb bereits am 5. Mai 1768 und wurde vor der Kommunionbank in der Pfarrkirche zu Wadern beigesetzt.

Bei der Armut der Leute gingen die Bauarbeiten nur langsam voran. Im Jahre 1769 war das Klostergebäude notdürftig hergerichtet, während die kleine Kirche erst 1770 erstellt war. Man feierte im Au-

gust 1770 als erstes Fest darin den Portiunkulatag. Am 23. September 1770 wurde das Kirchlein vorläufig vom Kloostervorsteher eingeweiht. Der gräfliche Hof nahm daran teil, auch vom Grafen bestellte Sänger verschönten das Fest. Eine Monstranz hatte der Hof gestiftet und sogar eine Orgel angeschafft. Am 21. September 1781 erfolgte die bischöfliche Einweihung durch den Trierer Weihbischof Johann Maria d'Herbain. Drei Altäre standen in der Kirche. Der Hochaltar war aus schwerem massiven Eichenholz gearbeitet. Er trug die Statuen des hl. Sebastian und des hl. Einsiedlers Antonius sowie Reliefs der hl. Anna und des hl. Petrus. Der hl. Eligius wurde zum Hauptpatron der Kirche erkoren. Die Kloostergemeinde umfaßte meist vier Patres und zwei Brüder. Der Vorsteher wurde vom Mainzer Ordenskapitel gewählt.

An die Kirche schloß sich ein kleiner Friedhof an, auf dem mehrere Patres und Brüder ihre letzte Ruhestätte fanden. Man weiß aber nicht mehr, wo er lag. In der Kirche fand auch die Stifterin Christiana ihre letzte Ruhestätte, ebenso Graf Joseph Anton, so daß man heute ihre Grabstellen nicht mehr kennt.

Arbeit der Kloostergemeinschaft

Graf Joseph Anton hatte den Patres und Brüdern mehrere Aufgaben gestellt, die von seiner praktischen, zielbewußten und zeitbedingten Lebensauffassung zeugen. Sie sollten:

1. Den Gottesdienst versehen,
2. die Krankenpflege innerhalb ihres Aufgabenbereiches übernehmen,
3. in Ackerbau und Obstbau vorbildlich wirken.

Wie die Geschichte beweist, haben die Klosterinsassen diese Aufgaben gut gemeistert.

Den Gottesdienst versahen sie nicht nur in ihrem Kirchlein, sie betreuten auch den Dagstuhler Hof seelsorgerisch. Graf Joseph Anton hatte, als er 1761-1763 das heutige Schloß in Dagstuhl erbauen ließ, auch die heute noch stehende Schloßkapelle erstellt. Sie war und ist heute noch ein sehenswertes Schmuckstück sondergleichen. Namentlich der im Barockstil gehaltene Altar findet seinesgleichen weit und breit nicht. In dieser Kapelle las jeden Morgen einer der Patres für den Hof und das Gesinde die hl. Messe.

Die Patres und Brüder übten dann auch die Krankenpflege, namentlich in Wadern und Dagstuhl. Die Untertanen von Wadern wa-

ren so zufrieden mit der Tätigkeit der Ordensleute, daß sie ihnen zum Danke im Jahre 1770 am Kloostergarten ein schönes Votivkreuz, darstellend die Kreuzigung Christi, errichteten. Dieses Denkmal der Dankbarkeit hat die zwei Jahrhunderte überdauert und steht heute noch — freilich vom Zahn der Zeit arg mitgenommen — in der Ecke des Kloostergartens am Wege nach Wedern. Zwei uralte Hainbuchenveteranen halten beiderseits Wache. Was die dritte Aufgabe — die Förderung des Obstbaues vor allem — betrifft, so waren die Klosterinsassen hervorragend tätig, namentlich der Bruder Schaffner, der Küchenbruder. Da der Boden nicht sonderlich fruchtbar war, bedurfte es vieler und angestrenzter Arbeit, ihm einen zufriedenstellenden Ertrag abzugewinnen. Da der Garten 4 Morgen groß war (also 1 ha), so riß die Arbeit nicht ab. Um den Obstbau zu fördern, reiste der Küchenpater selbst nach der Gartenstadt Bamberg und brachte 150 Edelobstbäume mit, ein für die damalige Zeit wirklich anerkanntes Unternehmen. Diese Bäume wurden im Kloostergarten gepflanzt und die Edelreiser — sofern sie gewünscht wurden — kostenlos an die Interessenten abgegeben. So ist die Tatsache zu erklären, daß die alten Obstbaumsorten, soweit sie noch bis in unsere Tage erhalten geblieben sind, auf die Tätigkeit des Küchenbruders des ehemaligen Kloosters zurückgehen. Der letzte Veteran dieser Bäume, ein gewaltiger Kirschbaum, stand noch vor etwa 20 Jahren inmitten des Gartens, freilich auch von der Zeit arg mitgenommen, aber er trug noch Früchte. Da traf ihn eines Tages ein Blitzstrahl und brachte ihm die Todeswunde bei. Im folgenden Jahre hat ihn dann ein auf der Höhe tobender Wintersturm umgelegt.



Kloosterkreuz auf dem Christianenberg

Der Untergang des Waderner Kapuzinerklosters

Noch ein anderes Anliegen hatte der Küchenbruder des Klosters. Weil er für die Festtage, die damals strenger gehalten wurden als heute, oft mit der Beschaffung der Fastenspeisen Schwierigkeiten hatte, wollte er einen Fischweiher haben. Diesen Wunsch erfüllte ihm der Syndikus des Klosters, der schon genannte Nikolaus Kirsch. Er besaß gegenüber dem Klosterberge eine etwas nasse Wiese. Eines Tages nahm er den Küchenbruder mit sich auf die Anhöhe und meinte: „Wie wäre es, wenn wir dort durch die Wiese einen Damm bauten, um das aus ‚dem Habisch‘ heranfließende Quellwasser zu stauen und so einen Weiher entstehen zu lassen?“

Der Klosterbruder war darüber erfreut, zumal ihm Kirsch das Gelände kostenlos überließ, und begann nun mit der Anlage des Dammes. So entstand der Weiher auf dem Christianenberg, den heute noch jeder kennt; denn als die Gemeinde Wadern vor mehreren Jahren das heutige Schwimmbad anlegte, bekam der Weiher eine neue, eigentlich nicht vorgesehene Aufgabe. Er wurde das Vorwärmbassin für das heutige moderne Waderner Schwimmbad, und jeder, der sich im Bade tummelt, mußte wissen, daß er dem Küchenbruder des ehemaligen Klosters zu Dank verpflichtet ist.

Aus der ganzen Gegend pilgerten die gläubigen Bauersleute zum Kloster. Namentlich der Portiunkulatag (1. Sonntag im August) wies großen Andrang auf. Wie die Chronik berichtet, stieg die Zahl der Kommunionen auf mehrere Tausend an dem Tage an. Der Graf verbot an diesem Festtag den fremden Händlern das Aufschlagen ihrer Verkaufsstände, jedoch sollten die Waderner Bäcker und Wirte sich mit genügenden Vorräten versehen. So geschehen 1778.

So verlief die Tätigkeit der Klosterbewohner zur größten Zufriedenheit von Hof und Untertanen. Bei allen Festlichkeiten — Taufen, Feiertagen, Hochzeiten, Festen wirkten die Patres mit, den Leuten waren sie in gesunden und kranken Tagen behilflich. Sie standen ihnen mit Rat und Tat zur Seite. Aber auf Erden ist nichts von Bestand. Das sollte die Klostergemeinde auch erfahren.

Wie schon bemerkt, starb Gräfin Christiana bereits im Jahr 1771. Der Graf vermählte sich ein Jahr später mit der Gräfin Antonia von Zeil-Wurzach, starb aber auch im besten Mannesalter am 20. April 1778. Die Begräbnisfeierlichkeiten fanden vom 26. bis 29. April in Dagstuhl statt. Seine Witwe Antonia ging eine zweite Ehe mit dem Grafen Hermann Friedrich von Hohenzollern-Hechingen ein. Das

Kloster war nun seiner eigentlichen Wohltäter beraubt, und so kam das Ende.

Begünstigt wurde der Untergang durch die damaligen politischen Umwälzungen der französischen Revolution. Aber vorher begannen bereits die Schwierigkeiten. Zwischen dem Kloster und der Hofverwaltung kamen Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten auf, die zur Folge hatten, daß die für ewige Zeiten gelobten Unterstützungen nur noch spärlich kamen und schließlich ausblieben. Das Kloster kam in Schwierigkeiten, die Capuzner wurden vom Hofe zu Dagstuhl nicht mehr beachtet. Mißernten schmälerten die sonst herbeigebrachten Gaben, und als die Gegend um Tholey, in der die Patres immer mit gutem Erfolg Almosen sammeln durften, an die nicht-katholische Linie von Pfalz-Zweibrücken kam, untersagten die Inhaber der Tholeyer Herrschaft den Patres die Bittgänge. Zu allem Unglück kam dann auch noch die religionsfeindliche Einstellung der französischen Revolutionsregierung. Das Kloster wurde aufgelöst. Die Patres zogen fort und betätigten sich in der Seelsorge. Aus einem Geschäftsbuch in Wadern geht hervor, daß die Patres am 18. Dezember 1795 noch im Kloster waren. Der Pater Bonus wurde Pfarrer in Wadern, er starb am 3. April 1795. Einer seiner Mitbrüder, Jakob Theobald, gebürtig aus Wallerfangen, wurde Pfarrer in Hüttersdorf und starb dort im Jahre 1810 (s. de Lorenzi, Geschichte der Pfarreien, S. 321). Das Gelände des Klosters wurde von der preußischen Regierung am 12. November 1821 versteigert.

Was ist nun heute noch übrig von dem Kloster? Wenn die Ordensfamilie auch längst verzogen und vergessen ist, in Wadern erinnert noch so manches an das ehemalige Kloster. Der Klostergarten wird heute als Wiese genutzt. Die Bäume sind zwar alle verschwunden, aber die Klostergartenhecke steht noch. In der Nordostecke finden wir dann noch das von der Waderner Bevölkerung errichtete Votivkreuz, allerdings sehr beschädigt, aber wenn der Frühling über die Wiesen geht, stellen die Kinder vom Christianenberg ein Blumensträußchen zu Füßen des Kreuzes hin. Auch der Name „Christianenberg“ ist erhalten geblieben und zu einem Ortsteil von Wadern geworden. Der ehemalige Fischteich ist das Vorwärmbassin für das Wasser des Schwimmbades.

Eine Glocke der Klosterkirche ist in Morscholz zu sehen, der Hochaltar der Kirche kam nach Hilbringen. Vom ehemaligen Klosterkirchhof fehlt jede Spur. Man hielt die Stelle am Votivkreuz für den Kirchhof, aber Grabungen haben ergeben, daß diese Annahme nicht stimmte. Erhalten ist uns sodann noch die große Trauerrede, die der Pater Pio am 1. Juli 1771 der verstorbenen und im Kirchlein der Kapuziner beigesetzten Christiana gehalten hat.

In dem Werke von Briesen: „Urkundliche Geschichte des Kreises Merzig“ ist sie auf Seite 312-327 wiedergegeben.

Übriggeblieben ist auch noch der Name „Klosterpfad“ für eine alte Wegeverbindung, die von der Straße nach Noswendel abzweigt, abseits der Kräwigstraße über den Galgenberg führt, und die dann, die Kräwigstraße überquerend, zum heutigen Apothekenpark und zum Christianenberg hinführt. Teilweise wird er noch als Fußweg benutzt.

Die Apotheke in Wadern

Die Einrichtung einer Apotheke in Wadern steht nicht in ursächlichem Zusammenhang mit dem heutigen Apothekengebäude.

Am 20. April 1778 starb Graf Joseph Anton. Sein Plan, eine Apotheke in Wadern zu errichten, kam also zu seinen Lebzeiten nicht mehr zur Ausführung. Aber aufgegeben wurde er nicht. Vielmehr hat seine zweite Gemahlin, die Gräfin Antonia von Zeil-Wurzach, den Plan ihres Gemahls verwirklicht.

Die Gründungsurkunde stammt aus dem Jahre 1788, also aus einer Zeit, da die Apotheken noch selten waren.



Die alte Apotheke, Schließchen der Gräfin Christiana. Erbaut 1759

Die Urkunde hat folgenden Wortlaut:

„Wir, Maria Antonia, des heiligen römischen Reiches Gräfin von Hohenzollern-Hechingen, geborene Reichs-Erb-Truchsessin Gräfin zu Zeil-Wurzach und Friedberg, Regierende Vormünderin und Administratorin der Reichsherrschaft Dagstuhl urkunden und bekennen hiermit:

Nachdem bei uns Joseph Hansen von Merzig um gnädigste Conzession, eine Apotheke in unserem Markt Flecken errichten zu dürfen, untertänigst angestanden, und wir zu dessen größerer Aufnahme sowohl als in Rücksicht der dadurch wegen allzu weiter Entfernung von den anderen Apotheken befördernden allgemeinen Bequemlichkeit und nuzens dem Bittsteller in diesem, seinem Gesuche unter nachstehenden Bedingungen, und solange man mit ihm vollkommen zufrieden seyn wird, dergestalt in Gnaden willfahrt haben, daß derselbe

1) alle jene gute und frische Medikamente, welche in einer wohl-eingerichteten apotheke nur immer erforderlich sind, in der seinigen einführe, unterhalte und nach der Württembergischen Taxordnung verkaufe, in diesem anbetrahte

2) niemand andere, unter welchem Vorwande es nur immer geschehen möge, Arzeneien für die patienten zu verfertigen und abzugeben erlaubete, sowie

3) sämtlichen Kämmern (? soll wohl heißen: Krämern?) in dieserer Reichsherrschaft Dagstuhl das Verkaufen deren Materialien und das Hausieren derer Tyroler, auch sonstigen Landstreichern durchaus verboten werden, dagegen aber auch

4) Ihm Joseph Hansel (Hansen) oder dessen Stellvertreter das Verkaufen aller sonstigen Spezerei-Waren im einzelnen untersagt seye und

5) keine andere Apotheke in unsere Herrschaft Dagstuhl statthaben solle, gleichwie

6) sich derselbe für die seinige einer sechsjährigen Freiheit von allen Abgaben zu erfreuen, jedoch

7) den land üblichen Einen Reichstahler Schuzgeld nebst zweitägigen Garten fröhnden alljährlich zu präsentieren (zu leisten) habe und

8) Gegenwärtiges Privilegium auf ihn und seine Kinder erstreckt werde, sowie

9) er die bereits vorrätig habenden Capseln, büchsen und sonstige zu seiner Apotheke erforderliche Schreinerarbeiten, die künftighin notwendige jedoch ausgenommen, ohne anstand mitbringen dürfte, und endlich

10) bei einem allenfallsigen Abzuge aus unserer Herrschaft Dagstuhl den gewöhnlichen 10ten Pfennig zu entrichten gehalten sey.

Als wird demselben über all dieses gegenwärtiger Schutz- und Freiheitsbrief unter unserer eigenhändigen Unterschrift und vorge-drücktem Gräflichen Insiegels hiermit erteilet.

Gegeben Wadern, den 27. August 1788.

Maria Antonia Gräfin von Hohenzollern-Hechingen
als Regierende Vormünderin.“

Anmerkung: 1) Aus dieser Urkunde ist ersichtlich, daß die Arzneien und Medikamente damals im Hausierhandel von „Landstreichern“ und zugewanderten Händlern, die vor allem aus Tyrol kamen, verkauft wurden, wodurch dem Betrug Tür und Tor geöffnet war. Diesen Hausierhandel hat die Gräfin Antonia unterbunden.

2) Die Erbin der Reichsherrschaft Dagstuhl, Philippine, die Tochter Joseph Antons aus der Ehe mit der Gräfin Antonia, war noch minderjährig, und die Mutter verwaltete die Herrschaft. Philippine heiratete später den Grafen von Colloredo-Mansfeld. Das Paar mußte 1792 vor den französischen Armeen flüchten, die Apotheke aber blieb bis heute bestehen und benutzt jetzt die Räume des ehemaligen Schloßchens der Gräfin Christiana am Kleinen Markt. An der Stelle dieses Schloßchens stand früher das Haus des Sennen-Bauern (Sende-Bauern). Die Stelle heißt darum heute noch „hinter Sennen“, und das Gäßchen hat den Namen Sennespfad oder auch Sinnespfad.

Früher war die Apotheke im Besitze der Familie Linn, die in der Kräwigstraße 7 wohnte. „Linns Haus“ ist heute noch unter diesem Namen bekannt. Vor der Straßenfront standen zwei Linden, die aber beim Neuausbau der Kräwigstraße gefällt werden mußten, um Platz für den Bürgersteig zu schaffen. Der „Götze Verkehr“ hat auch hier seinen Tribut gefordert.

Der Kampf um Abschaffung der Lieferungen und Dienstpflichtjahre auf Schloß Dagstuhl

Von den Frondiensten war bereits die Rede. Jetzt kommt ein anderes Kapitel zur Sprache, das ein friedliches Nebeneinander ebenfalls erschwerte.

Daß die Herrschaften aus ihrem Besitz soviel Vorteil wie möglich herauszuschlagen versuchten und die Arbeitskraft ihrer Untertanen deshalb oft mehr ausnützten, als diesen lieb war, ist nur zu verständlich. Ebenso verständlich aber ist auch, daß sich die Untertanen nicht willenlos wie unvernünftige Geschöpfe ausbeuten lie-

ßen und oftmals Stellung gegen die Anmaßung ihrer Herrschaft bezogen. Die Untertanen waren der Herrschaft zwar unterstellt, aber doch nicht widerspruchslos ausgeliefert. Sie schlossen sich zusammen, um Übergriffe abzuwehren oder die Leistungen auf ein erträgliches Maß herabzumindern. Das paßte natürlich den Herrschaften nicht, und so entstanden Prozesse, die wie Rattenschwänze die ganze Geschichte belasteten, weil sie nach der damals schleppenden Rechtsprechungsmanier jahrzehntelang andauerten, und viele von ihnen wurden erst erledigt, als die französischen Revolutionsheere „die Sache kurz machten“, weil die Streitigkeiten durch die Flucht der Herrschaften und ihre Nimmerwiederkehr in der Versenkung verschwanden.

Daß die Untertanen den Zehnten abliefern mußten, auch Fronarbeiten zu erledigen hatten, kann man verstehen, und diese Tatsache hätte das Verhältnis zwischen beiden Teilen wohl auch nicht so furchtbar getrübt und auf die Spitze getrieben — wir müssen heute ja auch Steuern zahlen — aber manche Forderungen kamen geradezu einer unvernünftigen Ausbeutung gleich.

Zwar stehen mir die Steuerverzeichnisse der damaligen Grafschaft Dagstuhl nicht zur Verfügung, aber aus einer benachbarten Herrschaft kann ich sie genau anführen. Und in Dagstuhl wird es nicht anders gewesen sein. In einem Erbschaftsvermächtnis werden folgende Steuerabgaben genannt (Angaben in Töpfer, Geschichte der Herren von Hunolstein, Band II, S. 345, Nr. 439 v. 2. Febr. 1468): Einnahmen aus den Gerichten, luden, zienden, zinsen, schetzunge, gülden, bede, sturen, frone, diensten, frebelen, fünften, medem, seßten, korngülte, habergülte, geldgülte, fisserigen, jegerigen, weiden, ekern, wiesen, hoener, hemmel, meyerswyn, müllerswyn, fursterswyn, mit aller Herrlichkeit und Freiheit, Gebote und Verbote, nichts davon ausgenommen und nichts dazu.

Soweit die Aufzählung der 27 verschiedenen Arten Steuern, Gefälle, Abgaben, Lieferungen und Arbeitsleistungen.

Was bedeuten nun diese Verpflichtungen für die Untertanen? Übersetzen wir einmal diese Worte in unsere heutige hochdeutsche Sprache.

1) Gerichten: Alle Einnahmen aus dem Gerichtswesen einschließlich des Verfügungsrechtes über das Gerichtswesen.

2) luden: Leute, die zur Herrschaft gehörten, also leibeigen waren.

3) zienden: d. h. der kleine und der große Zehnte, also der 10. Teil aller Früchte (Erbsen, Bohnen, Heidekorn, Flachs, später auch Kartoffeln, dazu jede zehnte Garbe des Getreides).

4) zynsen: Kapitalerträge von ausgeliehenem Gelde.

5) schetzung: Schatzungen, also Abgaben vom Vermögen, z. B. beim Verlassen des Herrschaftsgebietes infolge Heirat oder Wegzug. (Wir kennen heute noch das Wort „brandschatzen“.)

6) gütten: Gülten, d. h. Geldabgaben für überlassenes Land (Pacht).

7) bede: eine besonders erbetene Steuer durch Petition, die zuerst freiwillig geleistet wurde, später aber allgemein erhoben wurde (Gebäudesteuer, Fenstersteuer, heute würden wir sagen „Wiederaufbauabgabe“).

8) stüren: Steuern jeder Art wie bei Märkten, Kirmessen, das Ungeld bei Weinausschank, Eröffnung eines Betriebs.

9) fronde: Frondienste in Wiese, Feld, Wald, Garten, Jagddienste, Arbeit bei Wegebauten, Fuhrleistungen, z. B. bei Weinfuhren, die den Betroffenen oft tagelang von daheim fortzwarzen, oft ohne Entschädigung.

10) dienste: Zäune reparieren, mähen, säen. Baumaterial herbeischaffen, Holz heranbringen und zerkleinern. Auch die Ablieferung des Besthauptes gehörte zu diesen Leistungen.

11) frebelen: Frevelgelder, Bußen, heute: Strafgerichte, Protokolle.

12) fünften, d. h. die fünfte Garbe oder den fünften Teil des Ertrages in besonderen Fällen.

13) medem, auch medum genannt; es war die siebente Garbe, namentlich bei gutem Getreideland.

14) seßten, d. h. die sechste Garbe oder den sechsten Teil des Ertrages in besonderen Fällen.

(Man sieht, die Abgaben waren abgestuft zu entrichten. Der „Zehnte“ mußte allgemein gegeben werden; einen Teil davon bekam die Kirche oder der Geistliche.)

15, 16 und 17) korngülte, habergülte, geldgülte, d. h. Abgaben, die für gewisse Vorteile zu entrichten waren, teils in Naturalien (Korn, Hafer), teils in Geld.

18 und 19) fisserigen und jegerigen: Fischerei und Jägerei, Jagd.

20) welden: Wälder.

21) eckern: Äcker.

22) wiesen: Wiesen.

23) hoener, d. h. Hühner, abzuliefernde Hühner, z. B. das Rauchhuhn, das von jedem rauchenden Schornstein, also von jeder Familie abzuliefern war. Zudem gab es auch noch Fastnachtshühner, Oster Eier, Hähne (Kapaunen).

24) hemmel, Hämmel: Abzuliefernde Schafe. Hämmel, Lämmer und manchmal auch Wolle (in der Herrschaft Dagstuhl mußten die Frauen auch die Wolle für die Herrschaft spinnen).

25, 26 und 27) betreffen die Schweinelieferungen des Hochgerichtsmeyers, des Inhabers der Bannmühle, also des Müllers, und weiterhin des Försters, von denen jeder jährlich ein Schwein abzuliefern hatte.

Man sieht, die Abgaben waren durchaus nicht spärlich oder kärglich bemessen, kein Wunder also, daß die Leute aufsässig wurden. Empörend war sodann noch das „jus primae noctis“, das die jungen Brautleute vollends verbitterte. Auch der „Dem“ mußte entrichtet werden, eine Abgabe dafür, daß die Bauern ihre Schweine in die Wälder treiben durften.

Zu alledem bestand in der Herrschaft Dagstuhl noch die lästige Pflicht der Gesindedienstjahre, und gerade dieser Umstand hat viel böses Blut im Gefolge gehabt. Wenn die Söhne und Töchter der Untertanen erwachsen waren und den Eltern hätten zur Seite stehen können, mußten sie zwei Jahre (später ein Jahr) ohne Lohn im Dienste der Herrschaft arbeiten. Gegen diesen Zustand eiferten die Väter und Mütter jahrzehntelang, ja jahrhundertlang. Es soll nicht verkannt werden, daß die jungen Leute zwar manches lernten, was für ihr späteres Leben von Vorteil war, aber daß die Kinder ohne jedes Entgelt arbeiten mußten, finden wir heute noch ebenso ungerecht und ärgernisregend wie die Familien zur damaligen Zeit.

Schon im Jahre 1708 wurden Beschwerden laut, und obwohl die Herrschaft die Beschwerdeführer bestrafte, zogen sich die Klagen ununterbrochen durch alle Jahrzehnte hin. Um das Jahr 1716 unterschrieben elf Waderner Familienväter eine Beschwerdeschrift — auch aus anderen Orten der Grafschaft kamen Beschwerden mit zusammen 142 Unterschriften, worin gegen die Forderung der Herrschaft Einspruch erhoben wurde.

Es ist dies auch gut verständlich. Der Bauer arbeitete in der Fron, die erwachsenen Kinder machten Gesindedienst, und nur die Frauen und die kleineren Kinder konnten im eigenen Betrieb arbeiten. Daß so etwas Verbitterung auslösen mußte, versteht man heute sehr gut, bloß die damaligen Herrschaften hatten kein Verständnis dafür, und das zu ihrem eigenen Schaden.

Ein unerschrockener Kämpfer für die Abschaffung der Pflichtdienstzeit war — nach den Worten des Grafen selbst — der allzeit rebellische Bauer und Schmied Johannes Göbel aus Noswendel. Er wohnte in Noswendelroth im Hause Nr. 83.

Er machte mit den anderen Eltern geltend, daß es ungebührlich sei, wenn die Jungen und Mädchen bei Nacht und Nebel in der Dunkelheit zum Schlosse müßten, oft naß ankämen und wieder erst in der Dunkelheit heimgehen könnten. Seine Ansicht konnte der Graf auch nicht entkräften.

Vor der Unbeugsamkeit dieses „Rebellen“ kapituliert schließlich Graf Joseph Anton, und an Allerheiligen 1772 verzichtete er, wie er bekanntgab, „um seinen Untertanen ein öffentliches Merkmal seiner landesväterlichen Zuneigung und Liebe zu geben, fernerhin auf das Recht, das erzwungene Gesinde für seine Ökonomie aus ihren Kindern zu nehmen!“

So ganz ohne Gewalt scheint diese Liebe doch nicht erwacht zu sein; denn — wie schon erwähnt — hatten die Untertanen aus Wadern und Gehweiler 1764 das herrschaftliche Haus in Reidelbach in Brand gesteckt, was wohl als Warnzeichen gedeutet werden konnte.

So hatten die Untertanen wiederum eine Freiheit erstritten, und es dauerte keine zwei Jahrzehnte mehr, da brach unter den Folgen der französischen Revolution das ganze Feudalsystem zusammen. War diese Umwälzung nicht von den Herrschaften selbst heraufbeschworen worden? Zwei Waderner Männer werden aus jener Zeit erwähnt: Tillmann Hoffmann und Adolf Schonard. Diese Namen sind allerdings bis heute nicht mehr erhalten geblieben.

Aus dem Jahre 1714 sind in den Akten folgende Namen vermerkt:

Aus Wadern:

Peter Klauck	Elisabeth Schonet
Feltes Hannß	Mattheiß Schmitt der Cremer
Reinardt Gotfridt	Kochs Heinrich
Müllen Hannß Peter	Sebastian Lorentz
Ludwigs Johannes	Belus Maria, Wittib
... Werner	Belus Nicolauß
Belus Johanne Wittib	Claud Perlia
Klockhen Hannß	Caspar Schmit
Schmitz Mattheiß	Christophel Hoffmann
Cläser Peter	Johann Jacob Conradt, Müller
Clauß Peter	Jacob Kirsch {

Aus Wedern:

Hans Michel Craß	Gimmlers Wendel
Mathes Kurtzen	Haintzen Frantz
Maria Grillen, Wittib	Haintzen Adam
Peter Blasi, Meyer	Knoten Peter
Peter Bläsi, Schmidt	Bäckers Johannes
Gimmlers Peter	Wagners Theiß

Von diesen Familien sind kaum noch Namen erhalten geblieben, und wenn auch, so sind sie im Laufe der Zeit verstümmelt worden. Der Kenner wird die erhalten gebliebenen Namen bald herausfinden.

Aus der Ehe des Grafen Joseph Anton mit der Gräfin Antonia von Zeil-Wurzach stammte die Tochter Philippine, die mit dem Fürsten Rudolf Joseph von Colloredo-Mansfeld verheiratet war. Philippine und ihr Gemahl mußten vor den französischen Revolutionsheeren flüchten und kamen nicht mehr zurück.

Das Gut wurde vom französischen Staate als Staatseigentum erklärt und später verkauft. Dagstuhl kam an den französischen General Rapp, und von diesem erwarb es die Familie derer von Lassalle (und später auch von Louisenthal) für 45 000 Taler.

Infolge der Neuordnung der Verhältnisse wurde Wadern der Hauptort des gleichnamigen Kantons (Verfügung des französischen Generalkommissars Rudler vom 22. Ventose VI, d. h. vom 12. März 1798). Im Orte bestand auch ein Einregistrierungsbüro für die Orte des Bezirks Wadern, Hermeskeil und Lebach. Zu dem Kanton Wadern — der auch ein Kantonsgericht hatte — gehörten 36 Ortschaften (Bärsch, Reg. Bez. Trier, S. 122). (Verfügung der Zentralverwaltung vom 16. Ventose VIII, d. h. vom 16. März 1798.)

Als die französische Verwaltung am 15. Ventose VIII, d. h. am 5. März 1800, die herrschaftlichen Rechte aufhob, wurden die Grundinhaber rechtmäßige Eigentümer ihrer Ländereien.

Nach dem zweiten Freiheitskriege auf dem Wiener Kongreß, der dem Pariser Frieden folgte, kam Wadern zu Preußen. Das Gericht wurde ein Friedensgericht, und es kamen noch weitere Behörden hinzu.

Der Ort entwickelte sich nun zum Mittelpunkt des Wirtschaftslebens. Aus den damaligen Entwicklungsjahren sind uns in etlichen Patrizierhäusern noch ansehnliche Zeugen erhalten geblieben. Doch davon später.

Waderner Wirtschaftsleben im 19. Jahrhundert

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gab es in Wadern Wirtschaftsbetriebe, die heute nicht mehr vorhanden sind.

So gab es damals vier Bierbrauereien, die ungefähr 25 Personen beschäftigten und ein gutes Bier brauten. Es waren

1) die Bierbrauerei Lehnen, von Zimmermann später gekauft, heute Hotel Dagstuhler Hof,

2) die Bierbrauerei Warker am Marktplatz, heute Hotel Schaadt, Waderner Hof,

3) die Bierbrauerei Hußlein, heute die Ratsschenke, Besitzer Du-bois,

4) die Brauerei Haas auf dem Haasenberge, heute Gasthaus Jost-Haas.

Sie verbrauchten im Jahre 1865 836 Zentner Malzschrot, in den Jahren vorher 435 Zentner.

Von der letztgenannten Brauerei liegen die Lagerkeller unter der evangelischen Kirche und wurden im zweiten Weltkrieg als Unterstand benutzt von 30-50 Personen.

Die Brauereien wurden später von den saarländischen Großbetrieben überflügelt und kaltgestellt, ebenso wie die Brauerei in Dagstuhl. In Wadern und Dagstuhl wurde damals auch Hopfen angebaut. Heute wächst er noch wild in den Heckenzäunen der Gärten.

Damals gab es für jede Viehgattung eine eigene Herde. An die Pferdeherde erinnert noch der Name Gorrwich, d. h. Pferdesumpf (Gorr = Pferd, wich = Sumpf), gelegen hinter dem Park der Apotheke. Auch die Schäferei hat ihren Namen noch aus jener Zeit behalten.

Als die Viehzucht am Hochwald noch in Blüte stand, verarbeiteten vier Waderner Gerbereien die anfallenden Häute. Lohe wurde genug geliefert von den Gehöferschaften der Nachbardörfer. Der Loh-ertrag war lohnend; für den Zentner wurden bis zwei und ein halber Taler bezahlt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden 1910 Zentner Lohe verbraucht, 2270 Häute verarbeitet, woraus 220 Zentner Sohlleder und 154 Zentner anderes Leder gewonnen wurden im Werte von 18 240 Talern. Die vier Waderner Gerbereien waren:

1) Gerberei Karl Günster. Das Haus steht noch, es ist die alte Schlosserei Paul Aatz.

2) Gerberei Molter, die ihr Gerbhaus in der Wiese des Müllers Schuhmacher hatte. Das Haus ist nicht mehr vorhanden.

3) Gerberei Karl Birtel, am Christianenberg unterhalb des Klosterweihers, unterhalb der Straße neben dem früheren Hause Seimetz in der Wiese zum Mühlendeich gelegen.

4) Gerberei Blees, heute das Haus des verstorbenen Schmiedmeisters Kläser-Schatzmann. Das Haus ist vom jetzigen Besitzer modern umgebaut worden.

Die Einfuhr des amerikanischen Quebrachoholzes zerrüttete die Lohpreise und brachte die Gerbereien zum Erliegen.

Auch Tabakspinnereien und Zigarrenfabriken gab es in Wadern. Es waren:

1) Haus Mertes in der Oberstraße.

2) Im Hause Feltes-München, Kräwigstraße, heute Bäckerei und Gastwirtschaft Paul Feltes.

3) Ein Zigarrenmacher arbeitete in einem alten Hause, das an der Stelle des Schuhhauses Wilhelm stand.

4) Eine Zigarrenmacherei war auch in der Oberstraße im früheren Hause des Bergmanns Fritz Wagner.

Alle zusammen verarbeiteten um die Mitte des 19. Jahrhunderts 350 Zentner Rohtabak, stellten 830 000 Zigarren her und 227 Zentner Roiltabak. In den Betrieben waren 13 Arbeiter beschäftigt.

Alle tabakverarbeitenden Gewerbe sind eingegangen, weil sie mit den modernen Großbetrieben nicht in Wettbewerb treten konnten.

Noch Jahrzehnte lang erinnerte das Waderner „Tuwaksmännchen“ in einer Nische des heutigen Textilhauses Oskar Nelles an die Tabakverarbeitung in Wadern. Das Männchen ist schlafen gegangen wie die Elfen und die Brunnennixe. Der moderne Verkehr hat sie verdrängt, weil sie den Benzinduft nicht ertragen konnten.

Heute noch ist Wadern der Mittelpunkt für Handel, Handwerk und Verkehr. Viele und gute Fahrverbindungen — Post und private Unternehmer — bringen die Käufer und Erholungssuchenden



Blick in die Oberstraße mit Rathaus



Blick in die Unterstraße (altes Aussehen). Links Haus Koch

in den Ort. Straßen und Marktplatz sind mit Teerdecken versehen, und die reich und gut ausgestatteten Geschäfte in moderner Aufmachung können alle Nachfragen nach Konsum- und Kulturgütern befriedigen. Große Schaufenster laden zum Besuch ein, gute Gaststätten bieten freundlichen Aufenthalt, und es ist kaum noch nötig, zum Einkauf „in die Städte zu fahren“, weil der Ort alles bietet. Wadern selbst hat ein städtisches Aussehen erhalten. Dazu kommen noch die Erholungswerte der Landschaft: Die Stille der Umgebung, die Gelegenheit zu lohnenden Hochwaldwanderungen, je nach persönlichen Wünschen in die Nähe oder Ferne, dazu ein modernes Schwimmbad mit Hochwaldwasserquelle, das durch die Triassandschichten gereinigt wird und in einem Vorwärmebecken die richtige Temperatur annehmen kann. Alles das sind Errungenschaften der Neuzeit, die dem Orte zum Vorteil gereichen.

Das Haus Post-Klauck-Patheiger in Wadern

Dieses, der Familie des früheren Amtsgerichtsrates Patheiger gehörende, wuchtige, wertvolle Patrizierhaus aus der Entwicklungszeit des Ortes, neben der Kirche stehend, weiß eine interessante Fami-

liengeschichte zu erzählen, die zugleich auch ein Stück Orts- und Kulturgeschichte ist.

Sein vornehmes Aussehen hebt es aus der Reihe der anderen Gebäude heraus. Im Orte heißt es bei der älteren Generation Post-Klaucks-Haus.

Im Jahre 1787 (ein Relief am Giebel erzählt es uns) wurde es erbaut von Klaudius Klauck. Es entstand also vor Ausbruch der französischen Revolution.

Der Erbauer war ein wohlhabender, ja ein reicher Mann, ein guter Stockbauer mit etwa 100 Morgen Land; er besaß eine Lohmühle (beim heutigen Sägewerk Kirsten), wo er auch das heute wieder verschwundene Wehr angelegt hatte. Der Kaufvertrag zwischen dem Grafen von Dagstuhl und dem Erbauer über das Grundstück für die Lohmühle ist noch erhalten. Nebenbei besaß er auch noch ein Gerbhaus. Er war so gut situiert, daß er den Grafen von Dagstuhl manchen Prozeß anhängen und sie so zur Ordnung rufen lassen konnte. (Man ersieht daraus, daß das Verhältnis zwischen Graf und Stockbauern nicht immer ungetrübt war.)

In Wadern hat Klaudius Klauck drei Häuser erbaut. Seinen Kopf konnte er gegenüber der Herrschaft wohl zeigen, entstammte doch



Haus Klauck-Patheiger in Wadern an der Kirche

seine Mutter ebenfalls einer andern reichen Stockbauernfamilie: der Familie des Selvesbauern. Deren Stammhaus war das alte Riotte-sche Haus unterhalb der Kirche, wo heute das Baugeschäft Barbian steht.

Klaudius Klauck war ein sehr gewissenhafter Mann. Über die Erbauung des Hauses führte er genau und gewissenhaft Buch. Die einzelnen Posten zu lesen, ist heute nicht nur interessant, sondern auch lehrreich. In der vom 20. Dezember 1787 datierten Pergamentsurkunde sind folgende Angaben festgehalten: es heißt da:

Wadern, den 20. Dezember 1787 habe ich zusammengerechnet, was mich mein ney haus gekost hat bis auf heut dato wie folgt (Angaben in heutiger Sprache):

	Gulden	Kreuzer
Stein zu brechen	24,—	19,—
Für 294 Fuhren Stein aus dem Lösterner Wald	133,—	48,—
Für 22 Fuhren vom Steinbruch	10,—	15,—
Für 17 Fuhren Stein vom Rathener Bruch	6,—	48,—
Für 50 Fuhren Stein vom Dillenberg und Schloßbruch	8,—	20,—
Für Lehm und Staub (?) Fuhrlohn	10,—	—
Für Fuhrlohn für die Hausteine von Wahlen und Britten zu fahren	35,—	—
Für 97 Malter Kalk	53,—	48,—
Für Zoll und Fuhrlohn, den Kalk von Hargarten zu holen	18,—	—
Zu Thomm gezahlt für 36 Reis (?) Leyen (Schiefer)	43,—	12,—
Für Zoll und Fuhrlohn für die Leyen	22,—	36,—
Dem Leyendecker wirklich gezahlt	17,—	30,—
Dem Nagelschmied von Oberlöstern für Lattnägel, Schloßnägel, Decknägel	27,—	30,—
Dem Sägemüller für die Latten	26,—	40,—
Für Bauholz und Bord (Bretter) für Gerüste	140,—	—
Dem Gaubgassener für Zimmerarbeit	91,—	29,—
Dem Meister Birgh (?) für Maurerarbeit	330,—	48,—
Für Winkof (Richtfest), Aufschlag und sonstige Kosten	25,—	—
Für das Bauholz belzufahren	25,—	—
Summa:	1050,—	44,—

Ein Gulden war 2,40 Mark oder 60 Kreuzer. Ein Kreuzer also 4 Pfennig.

Diese Aufstellung ist ein kulturhistorisches Dokument erster Klasse, beleuchtet es doch die damaligen Verhältnisse gut.

Das stattliche Haus kostete also 2521,76 Mark.

Zum Vergleich sei angeführt, daß nach einer Urkunde vom Jahre 1754 (also 30 Jahre früher), das beste Pferd aus einem Stalle in Wadern 54 Gulden kostete. Ein Schwein kostete 2-3 Gulden, ein Malter Korn (360 Pfund) 15 Gulden, ein sechspfündiges Schwarzbrot 14 Kreuzer, ein Pfund gutes Ochsenfleisch 8 Kreuzer. Nun mag man nach den heutigen Preisen messen!

In der Aufstellung finden wir zweimal Zullabgaben verzeichnet. Die Grafschaft Dagstuhl hatte ihre Zollgrenzen, die andern Gebiete natürlich auch, und beim Überschreiten der Grenze mußte Zoll entrichtet werden.

Ferner ist interessant die Ausgabe für den Nagelschmied in Oberlöstern: Lattnägel, Dachnägel (Lattnägel, um die Dachlatten aufzunägeln; Türnägel, um die Türen und Türrahmen zu befestigen, die heute noch im Hause zu sehen sind; Decknägel, die gebraucht wurden beim Schieferdecken). Das ist heute überholt, weil wir alle Sorten Nägel und Stifte im Geschäft kaufen, was es damals nicht gab.

Geblichen ist bis heute der Brauch, die Hausteine — sofern die heutige Bauweise solche verwendet — von Hargarten oder Britten zu beziehen.

Soweit also von der Erstellung des „Post-Klauck-Hauses“ in Wadern. Und nun zur weiteren Geschichte.

Wer die Embleme über der großen Haustüre betrachtet, wird dort ein Posthorn sehen, in dessen Rundung der Erdball schwebt, und das Ganze ist unterzogen von einem Lirbeerzweig. Damit hat es folgende Bewandnis:

Der Sohn des Stockbauern Klauck-Selves, Johann Peter Klauck, war, nachdem das Gebiet 1815 an Preußen gekommen war, in Wadern Stempelrezeptor (Steuereinnehmer).

Dieser Johann Peter Klauck wurde in Wadern der erste Postexpediteur. Seine Bestallung erfolgte am 19. Juli 1832 von Frankfurt am Main aus, sein Dienstantritt am 1. August 1832. Interessant sind hierbei wieder die Nebenumstände. Er mußte einen Diensteid ablegen und bekam — man staunt — für seine Tätigkeit jährlich 50 Taler, das sind je Monat 12,50 Mark.

Dafür mußte er leisten: 1) Alle Büroausgaben, wie Heizung, Licht, Schreibmaterial, Putzen, Miete; 2) die Briefträger- und Wagenmeistergeschäfte insoweit, als jederzeit geeignete Leute zur Verfügung standen; 3) ein Prozent seiner Besoldung an die Postarmenkasse abführen; 4) eine Passagierstube stellen, beleuchten, heizen

und reinigen; 5) die Genehmigung seiner vorgesetzten Steuerbehörde beibringen, daß ihm die Übernahme des Postexpediteuramtes erlaubt sei; 6) eine Kautio von 50 Talern stellen; 7) mit einer beiderseitigen sechsmonatigen Kündigungsfrist einverstanden sein und — der Hauptpunkt: 8) keinerlei Pensionsansprüche stellen.

Man fragt sich, wie der nebenamtliche Postexpediteur Klauck das alles leisten konnte, und daß er überhaupt bei all den Abgaben und Verpflichtungen — von denen jede Teilaufgabe heute Leute und Leute erfordert — noch irgend einen Betrag erübrigen konnte. Zudem hatte er von der Kautionssumme (Sicherheitseinlage), die immerhin eine Jahreseinnahme ausmachte, keinerlei Vorteil. Das waren Zeiten! Mittlerweile hat sich doch manches geändert.

Der Postverkehr zu damaliger Zeit war wohl gering. Täglich fuhr der Postwagen nach Trier, nach Birkenfeld und nach Merzig. Nach Eröffnung der Rhein-Nahe-Bahn 1860 fiel die Fahrt nach Birkenfeld fort; dafür kam eine Fahrt nach Türkismühle hinzu. Die wichtigste Linie aber führte nach Trier. Morgens um 4 Uhr blies der Postillon ins Horn, wenn sein Wagen vor Post-Klaucks-Haus vorfuhr. Dann öffnete sich im ersten Stockwerk das Fenster, und der Herr Postexpediteur reichte die Post nach Trier (Briefe, Karten, Anweisungen usw.) in einem Bündelchen an einem Wollfaden herunter in die Hand des Postillons. (Wieviele Wollfäden müßte das heutige Waderner Postamt wohl haben?)

Da die Leute den neu in Mode gekommenen Briefkästen mißtrauisch gegenüberstanden, warfen sie die frankierten Briefe einfach durch das Kellerfenster in den Keller von Klaucks Haus. Dort wurden sie dann gesammelt und fertig gemacht. „Herrjeh“, wird mancher sagen, „das waren doch noch Zeiten!“ Aber man sieht, die Leute waren damals auch mißtrauisch wie wir, nur übertrugen sie dieses Mißtrauen auf die unrechten Objekte.

Der erste Postexpediteur Johann Peter Klauck verwaltete das Amt von 1832 bis 1848. Dann trat er in den „Ruhestand“. Darüber siehe Punkt 8 seiner Anstellung. Er ging also ohne Pension ab. Doch dürfte der Schmerz ihn nicht allzuviel geplatzt haben, denn er betrieb noch eine gutgehende Gastwirtschaft „Zur Post“. Namentlich die schöne Kegelbahn war ein Anziehungspunkt für die Waderner Männerwelt.

Den Postdienst übernahm nun der Sohn, Josef Klauck, der ihn bis 1882 versah. Er wurde aber als Postverwalter angestellt.

Von 1882 bis 1885 versah dann wieder dessen Sohn Franz Anton Klauck den Dienst auftragsweise. Von 1885 bis 1909 wurde er dann amtlicher Postverwalter, 1909 trat er in den Ruhestand. Die Gastwirtschaft gab er 1900 auf. Sein Nachfolger im Postdienst war kein

Nachkomme der Familie Klauck, aber das Postamt verblieb doch noch im Hause. Es hatte mietweise vier Räume inne im rechten Teil des Hauses neben dem großen Tor.

Die jetzige Fassade des Klauckschen Hauses wurde 1909 geschaffen. Die in Zement gehaltene Stuckarbeit wurde von Meistern ausgeführt, die eigens von Düsseldorf gekommen waren.

Im zweiten Weltkrieg, am 23. Februar 1945, wurden dem Hause schwere Schäden zugefügt durch zwei Bomben, die auch die Kirche zerrissen. Am Hause wurde das Dach zur Kirchenseite hin weggelegt, der Giebel erhielt tiefe Löcher. Nur die Tatsache, daß die Mauern so gediegen ausgeführt waren, bewahrte sie vor dem Einsturz. Lange Zeit waren die großen Flecken noch zu sehen.

Zum Schluß sei der verstorbenen Frau Amtsgerichtsrat Patheiger gedankt für die Angaben und die Überlassung der Urkunden, auf denen dieser Bericht aufgebaut ist.

Heute ist der Postbetrieb in Wadern gigantisch angewachsen. Mehr als zwei Dutzend Omnibusse verbinden in schneller Fahrt den Ort mit Trier, Saarbrücken, St. Wendel, Hermeskeil und Losheim. Das ganze Hochwaldgebiet wird von Wadern aus postalisch betreut. So „wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen“; der heutige Waderner Postbetrieb ist neuzeitlich eingerichtet und ein eigenes, freilich zu kleines Postamt in der Bahnhofstraße besorgt die Postgeschäfte.

Ein neues Postamt — ein Projekt von vielen Millionen — ist im Bau.

Aus der Geschichte der katholischen Pfarrgemeinde zu Wadern

Wer sich über die Pfarrei Wadern nähere Auskunft verschaffen will, sei hingewiesen auf Marx, Pfarreien, S. 221, ebenso auf Dr. de Lorenzi, Geschichte der Pfarreien, Band I, Reg. Bez. Trier, S. 609 uff.; ebenso auf Kell, Geschichte des Kreises Merzig, S. 503 uff.

Hier soll nur kurz darauf eingegangen werden, dagegen soll die Neuzeit mehr Berücksichtigung finden, weil sie nirgends aufgezeichnet ist.

Schon um 1075 soll Wadern Pfarrei gewesen sein und mit 10 Filialen (die nicht angegeben sind) dem Dekanat Wadrill angehört haben. Über die Verpflichtung zur Teilnahme an der Wallfahrt nach Mettlach im Mittelalter wurde bereits berichtet.

Wann die erste Kirche erbaut wurde, ist nicht festgestellt, die zweite wurde errichtet im Jahre 1289, und zu ihrer Erbauung wurde



Blick vom neugestalteten Marktplatz (an der katholischen Kirche vorbei zur Kräwigstraße hin)

ein Ablass ausgeschrieben unter Zustimmung des Erzbischofs Boemund von Trier, 4 Erzbischöfen und 12 Bischöfen. Die Kirche hieß Allerheiligen zu Wadern, der 2. Schutzpatron war der hl. Laurentius. Die 1289 erbaute Kirche überstand den 30jährigen Krieg nicht, nur der Turm blieb bis heute erhalten und wurde beim Kirchenneubau 1817 mit in die Neuanlage einbezogen. Er ist mit der Kirche nicht organisch verbunden, nur eine eingebaute Steintreppe führt zur Empore hinauf, während zum Kirchenraum selbst keine Verbindung besteht. Die alte Kirche von 1289 stand in der Ost-Westrichtung, das heutige Gotteshaus hat die Längsachse von Süden nach Norden.

Im Jahre 1817 wurde die heutige Kirche erbaut, als der Pfarrer Andreas (nach anderer Lesart Matthias) Classen die Pfarrei innehatte. Die Zeiten waren damals so schlecht — man denke an die traurigen Kriegereignisse, die sich in unserer Heimat abgespielt hatten — daß die Leute gemahlene Birnbaumschale unter das Mehl mengten, um den Brotvorrat zu strecken. Der Kirchenbau ist im klassizistischen Stil gehalten und hat eine vorzügliche Akustik. (Der Nachfolger von Pfarrer Classen hieß Matthias Schuh (1834-1843) und war ein gelehrter Herr, der sogar eine Bibelausgabe herausbrachte). Die Kirche wurde von Bischof von Hommer am 14. Mai 1830 konsekriert. Der Pfarrer gab drei seiner Jahreseinkommen

zum Baufonds, die Gemeinde brachte 2681 Gulden auf und König Friedrich Wilhelm III. stiftete 87 schöne Eichen verschiedener Stärke zum Kirchenneubau.

Der schönste und kostbarste Schmuck der Kirche sind die Standbilder der 12 Apostel. (Jakobus der Jüngere fehlt, dafür ist der hl. Paulus eingereiht worden.) Alle Statuen sind aus Lindenholz übermannsgroß geschnitzt mit Ausnahme des Apostels Matthias (an der Kanzel thronend), der eine moderne Imitation ist. Bekleidet sind die Apostel mit richtigen Gewändern, die aber gegen Feuer imprägniert sind. Der Meister, der sie schuf, lebte vermutlich im



Bild des Apostels Petrus in der Pfarrkirche zu Wadern



Bild des Apostels Philippus in der Pfarrkirche zu Wadern

Kloster zu Mettlach, oder er schenkte sie dem Kloster, von wo sie dann später nach Wadern kamen. Seinen Namen und das Entstehungsjahr hat er an dem Sockel des Apostels Philippus eingeschnitzt; denn dort ist zu lesen: „Philippus Mayer me fecit 1684“, d. h. Philippus Meyer hat mich geschaffen 1684. Also sind die Apostelfiguren heute 279 Jahre alt.

Über diese Apostelstandbilder schreibt ein Kunstkritiker und Heimatforscher — sein Name ist nicht genannt — in der Saarbrücker Zeitung Nr. 279 v. 2. 12. 1954 wie folgt: „Von welcher Art seid ihr Riesen eigentlich, die ihr so ganz gegen jede gipserne Tradition seid, wie sie leider in vielen Kirchen angetroffen wird?“ und fährt dann weiter: „Sie haben, weiß Gott, nichts Niedliches, Liebliches, Weiches an sich, man glaubt eher, daß diese 12 Riesen, wie sie hier oben „hoch an der Kirchenwand und höher als ihre höchstgewachsenen Betrachter stehen“, aus einer anderen, robusteren und gesünderen Welt stammen als wir.

Es sind eigenartige Spuren, die der Meister hinterlassen hat. Breit und wuchtig sind die Gesichter, die Hände und die hochgereckten Arme der Apostel, robust wie die Schiffer am See Genezareth wohl sein mochten. Sie halten in ihren breiten Händen ihr Apostelsymbol, ein Buch, eine Säge, eine Keule, oder sie greifen in den eigenen Bart. Ihr Gesichtsausdruck ist eine Mischung jener autoritären Kraft der Respektpersonen und christlichen Güte“. Soweit der mir unbekannt Autor, unter dem ich aber Herrn Dr. Karl Conrath aus Mettlach vermute.

Eine zweite Sehenswürdigkeit der Kirche ist der merkwürdig und düster anmutende Kreuzweg. Er ist eine einmalige Schöpfung des Malers Gottwald, der mit dem verstorbenen hochw. Herrn Dechanten Peter Klas befreundet war und darum für seine Kirche den Kreuzweg schuf.

Die Waderner Pfarrkirche hat furchtbare Kriegsleiden erduldet. Die Saarbrücker Zeitung Nr. 84 v. 11. 4. 1953 schreibt darüber: Ostern 1953 wird für die Pfarrei Wadern unvergeßlich sein. Endlich, nach mehr als 10 Jahren, läuten wieder die Glocken, und damit geht ein Abschnitt in der Leidensgeschichte der Waderner Kirche zu Ende, der vielleicht nur mit den Zerstörungen des 30jährigen Krieges verglichen werden kann. Damals hat auch nur der Turm das Elend überdauert, und jetzt war es nicht viel besser.

Zehn Jahre lang trauerte die Kirche, zehn Jahre lang hing einsam und verlassen die letzte Glocke des früheren Geläutes in dem großen Turme, und als zum diesjährigen Ostergottesdienst das neue, aus vier Glocken bestehende Geläut zum erstenmal seine vollen, harmonischen Klänge ins Waderner Land hinaussang, da lauschten die Pfarrkinder von Wadern freudigen Herzens und strahlenden Auges diesen Tönen. Endlich wieder Glocken!

So froh uns der Tag stimmte, er weckt unwillkürlich die traurigsten Erinnerungen. Bilder wurden wach in der Seele, die zu den bittersten Bitternissen gehörten, die zu durchleben man gezwungen

war. Und doch muß man dem Herrgott danken, daß man die Zeit überhaupt durchgestanden hat.

Es war am 5. August 1942, als die alten Glocken „zum Kriegsdienst“ eingezogen wurden. Und wie es ausging? Wenn es uns die Menschen nicht erzählen wollten, dann täten es wahrhaftig die Steine.

Das alles war aber erst der Anfang der Leiden für die katholische Kirche in Wadern. Am 23. Februar 1945, nachmittags um 5.15 Uhr kam die Katastrophe. Hatte der Verlust der Glocken den Turm einsam gemacht, so schufen an diesem Tage ein unbeschreibliches Chaos an und in dem Gotteshause.

Etwas nach 5 Uhr fuhr ein großer Möbelwagen mit Flüchtlingsgut die Kräwigstraße hinab an der Kirche vorbei und verschwand irgendwohin. Das sahen die „Jabos“. Da nun auf dem alten Friedhof neben der Kirche ein großer Militärwagen stand, hielt man den wohl für das verschwundene Auto. Bald prasselten die Brandgeschosse herab, zwei schwere Bomben kamen nach. Eine schlug außerhalb der Kirche an der Mauer in die Erde und tötete den Kreisoberinspektor Bohr, der dort an der Mauer Schutz gesucht hatte. Auch der Fuhrunternehmer Stadtfeld kam zu Tode. Die zweite Bombe durchschlug das Kirchendach und detonierte in der Kirche. Die Wirkung war verheerend. Der vierte Teil des Kirchendaches war verschwunden, das Eingangstor auf der Männerseite herausgerissen, die Emporbühne war zerborsten, die halbe Orgel wegrasiert, die dicke Kirchenmauer zerrissen, Staub, Geröll, Steine, Holz, alles in wüstem Durcheinander, verunstaltete das Kircheninnere. Bänke waren zerspellt, alles war mit Granatsplittereinschlägen übersät, und mit Tränen in den Augen sahen die Waderner den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte.

Dazwischen aber — wie ein Wunder — standen die 12 künstlerisch wertvollen Apostelstandbilder völlig unversehrt in der übel zugerichteten Kirche. Die Ruhe selbst war in all dem Leid der Seelsorger, und sein Beispiel richtete die Pfarrei wieder auf.

Weinen und Klagen sind zu nichts nütze. Am 17. März 1945 erfolgte der Einmarsch der Amerikaner, und in der ersten Juliwoche begann die Wiederherstellung der Kirche. Zimmerleute krochen hoch oben „zwischen Himmel und Erde“ in den Trümmern umher, und siehe da! nach mehreren Tagen strebten bereits die Dachsparren zur Höhe. Alles wurde mit Brettern belegt, Schiefer kam von Rhaunen und Oberkirch heran, die Dacharbeiten konnten beginnen, als die Dachnägel — zu deren Erwerb vier Pfund Butter zusätzlich geliefert werden mußten — eingetroffen waren. Das ganze Kirchendach mußte erneuert werden. Nachdem man nun die Einflüsse von

Regen und Wind abgewehrt hatte, begann die Beseitigung der größten Schäden im Innern der Kirche. Zur Stützung des zerborstenen Giebels wurde die Taufkapelle errichtet. Gleichzeitig wurden die Kirchenfenster, von denen nichts mehr vorhanden war, durch Bretterverschlüsse ersetzt. In jedem „Bretterfenster“ ließ ein eingesetztes Stück Glas etwas Licht in den dunklen Kirchenraum. Da der Wind jedoch durch alle Dielenritzen pfiß und die Kirche unerträglich kalt war, mußten alle Ritzen mit Papier überklebt werden.

In der Woche vor Allerheiligen traten dann die Frauen und Mädchen zum Großreinemachen an. Nachdem buchstäblich Berge von Schutt und Staub beseitigt waren, wurde an Allerheiligen 1945 wieder zum ersten Male der Gottesdienst in der Kirche gehalten. Aber wie arm und schmucklos war das Gotteshaus. Ein schwaches Harmonium vertrat die Stelle der Orgel, die Splitterspuren verunstalteten das Innere immer noch. 1946 bis 1948 arbeiteten die Gipser wochenlang und stellten Decke und Wände wieder her. 1947 wurden dann neue Fenster aus Buntglas beschafft, und die Helle des Kirchenraumes berührte die Gläubigen wohlthuend.

Aber es fehlte noch die Ausmalung. Die kahlen Wände waren unschön. Waderner Meister besorgten die freundliche Herrichtung des Kircheninnern. Das Bild über dem Altar entstand, und 1950 war die Ausmalung fertig. Die Kirche strahlte in hellem Farbton mit Goldborten an den Fensternischen. Die Apostelfiguren wurden renoviert, so daß das Kircheninnere nun ansprechend und einladend wirkte.

Doch noch viel war zu leisten. Die Orgel fehlte. Im Jahre 1950 wurde sie beschafft. Sie kostete 3500 000 Franken. Sie ist ein Werk, das seinen Meister lobt, und ein freudiges „Großer Gott, wir loben Dich“ kam aus dankbarem Herzen, als die Pfarrei die Orgelweihe feierte. Aber die Kirche war im Winter immer kalt. Die Heizung mußte erneuert werden. Das geschah Anfang 1953, zu der Zeit, da man auch an die Lösung der letzten Frage heranging: an die Beschaffung neuer Glocken. Am 28. Februar 1953 waren sie in Wadern. Am 1. März war Glockenweihe. Die Glocken, in den Tönen c, es, f, g wurden auf einem ganz neuen Glockenstuhl aufmontiert, nachdem im Turm umfangreiche Ausbesserungsarbeiten ausgeführt waren. Als nun noch das elektrische Läutewerk die Glocken zum ertönen brachte, war nach zehnjähriger Arbeit der Kriegsschaden behoben. Es waren bittere und schmerzliche Wunden, und wer sie gesehen hat, wird sie nie vergessen.

Die Behörden haben das Aufbauwerk finanziell unterstützt, aber die Pfarrei hat ein erkleckliches Sümmchen zu den viele Millionen betragenden Kosten in meist freiwilligen Spenden aufgebracht.

Leider erlebte der damalige Pfarrherr von Wadern in dem auch neu erbauten Pfarrhause keine lange Zeit der Ruhe. Eine Krankheit machte ihm das Leben schwer und bitter.

Vor seiner Krankheit durfte der eifrige Seelsorger noch mit der ganzen Pfarrfamilie und der Zivilgemeinde ein einmaliges Fest feiern, und zwar am 1. März 1953. Er feierte die Vollendung seines 70. Lebensjahres, sein 40jähriges Priesterjubiläum, die Neueinweihung des Jugendheimes und die Weihe der vier neuen Glocken. Nach den kirchlichen Feiern am Vormittag und Nachmittag fand abends im Jugendheim die weltliche Feier statt, an der sich alle Vereine und Einwohner beteiligten und dem Jubilar ihre Glückwünsche in Liedern, Gedichten, Musik und Ansprachen darbrachten.

Herr Dechant Klas deutete in seinem Dankeswort den Ortsnamen Wadern in Form eines Akrostichons so:

- W = warten auf die Seelen.
- a -- abwarten, bis sie kommen.
- d -- dienen, der Kirchengemeinde.
- e -- eifrig sein, nie müde werden.
- r = retten, nämlich möglichst viele Seelen.
- n = nachfolgen, dem Worte Christi gemäß: wer mir nachfolgen will, nehme sein Kreuz auf sich.

Leider wurde der Jubilar bald darauf krank. Sein Leiden verschlimmerte sich, und er starb am 25. Mai 1957 im Krankenhaus zu Merzig. Man brachte ihn dorthin, nachdem er am Altar in der Pfarrkirche zu Wadern noch mit Aufbietung seiner letzten Kraft das hl. Opfer gefeiert hatte. Mit ihm ging ein gottgeweihtes, an Nächstenliebe, Güte und Hilfsbereitschaft reiches Priesteropferleben zu Ende.

Während der Bombenangriffe auf Wadern verließ er seine Wohnung nie, um stets bereit zu sein, wenn man seiner bedürfe. Sein Begräbnis war eine machtvolle Kundgebung treuer Anhänglichkeit seiner Pfarrkinder. In der von ihm erbauten Taufkapelle fand er seine letzte Ruhestätte, und täglich stehen ehemalige Pfarrkinder an seinem Grabe. Er bleibt unvergessen, weil er eine ganze Generation lang mit seiner Pfarrei Freude, Leid und Kriegsdrangsal ertragen hat.

Unterhalb der Kirche, am Bahnhofsweg, wurde am 28. März 1932 der Grundstein zum Kriegerdenkmal gelegt. Die örtlichen Vereine nahmen an der Feier teil. Mittags um zwei Uhr begann sie mit der Ansprache des damaligen Amtsbürgermeisters Laroche, der für die Gemeinde sprach. Herr Kaplan Altmeyer (jetzt Dechant in Eppelborn) sprach für die Jugend. Die Einweihung des fertigen Denkmals fand am 12. Juni 1932 statt. Es ist aus Kordeler Sandstein gearbeitet



Das neue Pfarrhaus mit Kriegerdenkmal

nach den Plänen des Bildhauers Wolf aus Trier. Roland, der Paladin Karls des Großen, zielt die Straßenseite.

Seit unter der Amtszeit des jetzigen Pfarrherrn, des hochw. Herrn Dechanten Becker der Kirchenplatz schöner gestaltet und die Treppen erbaut wurden, nimmt sich das Denkmal würdig aus im grünen Schmuck des Rasens, der Baumkronen des Friedhofs und des wuchtigen Bildes der Kirche im Hintergrunde.

Abschließend sei bemerkt, daß durch die Anschaffung neuer, in heller Farbe gehaltenen Kirchenbänke das Innere der Kirche freundlicher geworden ist.

Das Elisabethenkrankenhaus in Wadern

(Nach der Kloster-Chronik)

Die Geschichte des Elisabethenkrankenhauses geht in ihren Anfängen zurück auf die Zeit des Grafen Joseph Anton von Oettingen-Soetern und dessen Gemahlin Christiana. Zu den Aufgaben der Kapuzinerpatres im Kloster auf dem Christianenberg gehörte auch die Krankenpflege. Als die Herrschaft floh und das Kloster aufgelöst wurde, schloß der Gedanke an die Krankenpflege ein; er wurde jedoch von der Gemahlin des Barons de Lasalle von Louisenthal, Luzie, geb. Augier, wieder aufgegriffen. Davon erzählt uns ein schö-

nes Gemälde im Sprechzimmer des heutigen Krankenhauses — kurz das „Kloster“ genannt. Auf dem Bilde steht im Mittelpunkt Baronin Luzie de Lasalle von Louisenthal, links neben ihr die Tochter Oktavie, die „Malergräfin von Dagstuhl“ genannt. Im Hintergrunde sind zwei Schwestern zu sehen und als dritte Person die Kammerzofe Oktavies, die „Dagstuhler Lisbeth“, eigentlich Elisabeth Theobald aus Wemmetsweiler, die 65 Jahre in der Familie als guter Hausgeist lebte. Vor Oktavies Mutter stehen drei Kinder; es waren Waisenkinder aus Wadern. Im Hintergrunde rechts ist ein kleines Haus zu sehen, eben das erste, von der Familie de Lasalle erbaute Krankenhaus. Es stand im heutigen Garten und ist verschwunden. Mit der Entstehung dieses Hauses hat es folgende Bewandnis: die Familie de Lasalle hatte damals drei Kinder (im ganzen wurden es zehn), zwei Knaben, darunter Rudolf, den späteren Landrat von Merzig und Oktavie, die Malergräfin. Als nun die beiden Söhne



Baronesse Oktavie de Lasalle von Louisenthal (Madame Oktavie)

totkrank wurden und einer von ihnen starb, machte die Mutter das Gelübde, ein Krankenhaus zu erbauen, wenn der andere Sohn gesunde. Rudolf wurde gesund, Oktavie wurde nicht krank, aber die Mutter starb, ehe sie ihr Gelübde erfüllen konnte. Das taten nun die beiden ältesten Kinder: Rudolf de Lasalle von Louisenthal und seine Schwester Oktavie. Dabei standen ihnen treue Helfer zur Seite: Dechant Franz Becker (1847-1865), Bürgermeister Wahl, der Arzt Dr. Ettlting und der Notar Romme. Nach Rücksprache mit diesen Ratgebern erbauten sie dann auf dem heutigen Klostergrundstück das erste kleine, im Bilde festgehaltene Krankenhaus, in dem nicht nur kranke, sondern auch alte, pflegebedürftige Leute aufgenommen werden sollten.

Die drei Kinder im Vordergrund des Bildes waren die ersten Insassen des Hauses. Dazu kamen noch die zwei ebenfalls auf dem Bilde dargestellten Schwestern, Tertiarrinnen des Fran-

ziskanerordens, von denen die eine, die Schwester Angela starb, worauf die zweite Schwester, Theresia, ihre Stelle aufgab. Nun war es wie eine Fügung Gottes, daß ein Studienfreund des Herrn Dechanten, der Dechant von Adenau, zu Besuch nach Wadern kam. Dem klagte Oktavie ihr Leid, und auf Anraten des geistlichen Besuches wandte sie sich an das Mutterhaus der Franziskanerinnen in Waldbreitbach, und von dort kamen am 5. Februar 1865 drei Schwestern nach Wadern. Noch heute, also nahezu 100 Jahre lang, betreuen die Franziskanerinnen das Waderner Krankenhaus.

Oktavie schickte täglich 2½ Liter Milch, wöchentlich drei Brote sowie Butter und andere Lebensmittel kostenlos. Oktavie war sehr besorgt um ihre Stiftung und deren Pflinglinge. Bald aber stellte sich das Krankenhaus auf eigene Füße.

Im Kriege 1870-71 wurden an das kleine Krankenhaus allerlei Anforderungen gestellt. Es mußte durchmarschierende Soldaten verpflegen und kranke Soldaten betreuen.

Zur Kulturkampfzeit kamen böse Tage, aber der damalige Bürgermeister Friedrich verbürgte sich persönlich dafür, daß alles in Ordnung gehen werde.

Von überall her kamen Kranke, Hilfsbedürftige und Kinder, so daß die Räume bald zu klein wurden und ein Neubau nötig war. Die Schwester Oberin Bibiana Stuppertz stand wieder vor großen Schwierigkeiten, aber die Familie de Lasalle kam abermals zu Hilfe. Sie schenkte das Baugelände am Belscheid und stiftete das Bauholz. Die Fuhrwerksbesitzer halfen mit und beförderten alle Baumaterialien kostenlos an die Baustelle. 1884 war das neue Haus fertig. Es ist der alte Teil des jetzigen Hauses. Die Familie de Lasalle überließ dem Krankenhause einen großen Acker, auf dem in eigener Regie der Bedarf an Nahrungsmitteln erzeugt wurde. Auch erstand das Haus von dem letzten Sproß der Familie, dem Baron Freiherrn Theodor de Lasalle von Louisenthal, den 10 Morgen großen Wald, wodurch für die Kranken eine ideale Erholungsstätte geschaffen wurde. Man hat später versucht, diese Erholungsmöglichkeit der Allgemeinheit zugänglich zu machen und den parkähnlichen Wald an drei Tagen der Woche freizugeben; aber es war ein Fehlschlag, und infolge von allerlei Ungehörigkeiten wurde der Wald wieder eingezäunt und stand nur den Kranken zur Verfügung.

Die Kapelle des Krankenhauses besitzt noch einen besonders wertvollen Schmuck von Oktavies Künstlerhand: die 14 Kreuzwegstationen, die von der Malerin in Öl gemalt und dem Kloster geschenkt wurden. Über diesen Bildern in Kleinformat liegt eine heilige Weihe, und ihre Betrachtung weckt im Herzen des Beschauers wahre

Frömmigkeit. So lebt Oktavies Andenken noch heute fort in ihrem stimmungsvollen Kreuzweg.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde das Krankenhaus — weil es nicht mehr modern war — den hygienischen Forderungen entsprechend, zeitgemäß umgebaut und bekam auch einen Aufzug.

Erwähnt sei noch, daß die Frau Baronin an der Straßenseite der Klosterparzelle am Garten eine Muttergotteskapelle errichten ließ und so eine Andachtsstätte schuf, die noch heute gern besucht wird.

Da die Räume des Hauses bald nicht mehr genügten, mußte nach dem zweiten Weltkrieg erneut gebaut werden. In den Jahren 1956-57 wurde der neue Südteil des Hauses erbaut, so daß es jetzt wie eine Burg in vollendeter Schönheit über dem Wadrilltale thront. Nun erhielt das Haus — in dem bisher die drei Waderner Ärzte wirkten



Elisabethen-Krankenhaus, das „Kloster“ genannt, in Wadern

— einem eigenen Chefarzt. Es wurde zudem ein Laboratorium, ein Röntgenzimmer und ein neuer großer Operationssaal eingerichtet. So ist aus dem kleinen Krankenhäuschen im heutigen Klostergarten ein ansehnliches, modernes Krankenhaus geworden, dem auch ein eigener Hausgeistlicher zur Betreuung der Kranken zur Verfügung steht. Eine Totenkammer unter der Hauskapelle bietet den Verstor-

benen eine würdige Aufbahrungsstätte, und die Anlagen rund um das Haus betonen die Freundlichkeit seiner Lage. In dem Hause, das über 50 Krankenbetten verfügt, betreuen 18 Schwestern und zehn Hilfskräfte die Kranken.

Das Krankenhaus hat in der Person der Schwester Adelsindis — geb. Katharina Leonards aus Gees bei Gerolstein —, die schon jahrzehntelang als Operationschwester in Wadern wirkt und „der Engel von Wadern“ genannt wird, eine neue Oberin erhalten zur Freude der ganzen Bevölkerung.

Die Waderner hängen sehr an ihrem Kloster — wie das Krankenhaus im Volksmund genannt wird — und manch stiller Wohltäter stattet der Schwester seinen Dank ab, wovon aber die Öffentlichkeit kaum etwas erfährt, weil das Gute sich still in der Verborgenheit hält.

Unweit des Krankenhauses wurde eine Mariensäule errichtet. Der Plan wurde im Jahre 1954 erwogen und eine Kommission zur weiteren Beratung gebildet. Errichtet wurde die Mariensäule von dem Bildhauer Johann Schütz aus Tholey, mit dem der Beauftragte der Kommission, der Organist Frenzer, am 14. Juni 1954, den Vertrag abschloß. Die Kosten betragen 3 500 000 Franken.

Eingeweiht wurde die Säule am 19. September 1954. Der Standort der Mariensäule ist gut gewählt. Die Madonna schaut über Wadern und das Wadrilltal hinweg zum Hochwalde hin. An vielen Abenden erstrahlt sie im Lichte elektrischer Bogenlampen, und vom Haasenberge aus hat man einen reizenden Blick auf das Standbild.



Mariensäule auf dem Belscheid

Vom Waderner Elisabethen-Verein

Von den kulturellen Vereinen des Ortes sei der Elisabethenverein erwähnt. Er wurde gegründet von der Baroness Oktavie von Dagstuhl, der Mitbegründerin des Krankenhauses im Jahre 1843. Er ist der zweitälteste Elisabethenverein des Bistums Trier; der erste wurde in Trier selbst gegründet.

„Madame Oktavie“, wie die Malergräfin im Volksmunde hieß, versammelte im Winter 1842 auf 1843 im kleinen Theatersaal des Dagstuhler Schlosses mehrere Damen, die bei der Gründung dieses karitativen Vereins mitwirkten und die ersten Mitglieder wurden. Es waren die Damen: Frau Remy, Frau Wahl, deren Schwester Frl. Preßmann und Frl. Elisabeth Kratz. Zu den ersten Mitgliedern zählte auch die bayrische Prinzessin Elisabeth, die spätere Königin von Preußen. Sie war die Gemahlin des Preußenkönigs Friedrich Wilhelms IV. und die Taufpatin Oktavies. Jedes Jahr schickte sie eine ansehnliche Gabe für Spenden, die der Verein den wenig begüterten Ortsbewohnern zukommen ließ. Er wirkt nun schon 120 Jahre lang segensreich in Wadern. Es wurde für die Armen gekocht, genäht und gestrickt. Heute erstreckt sich die tätige Hilfe auf geldliche Unterstützung, deren Mittel durch die Beiträge der Mitglieder aufgebracht werden.

Die erste Fahne des Vereins wurde von der Künstlerin Oktavie selbst mit dem Bildnis der hl. Elisabeth geschmückt und war immer in der Schloßkapelle in Dagstuhl zu sehen.

Frau Amtsgerichtsrat Patheiger leitete den Verein 30 Jahre lang, jetzt betreut ihn Frau Notar Wenderoth. Auch zur Zeit des dritten Reiches durfte er selbständig arbeiten und die Notleidenden unterstützen. Es gehört in Wadern zur guten, althergebrachten Tradition, daß jede Frau, die es sich einigermaßen leisten kann, dem Elisabethenverein angehört.

Jährlich einmal, am Mittwoch um den Tag der hl. Elisabeth, versammelt sich der ganze Verein zu einer geselligen Zusammenkunft.

Von seinem wohlthätigen Wirken hört man in der Öffentlichkeit wenig; denn er macht alles ohne viel Aufhebens und ohne Reklame.

Die evangelische Kirchengemeinde Wadern

In einer Festschrift der evangelischen Gemeinde in Wadern, die anlässlich des Wiederaufbaues des Gemeindehauses und der Pfarrerrwohnung (ohne Jahresangabe) herausgegeben wurde, steht verzeichnet, daß die evangelische Kirche in Wadern im Jahre 1897 durch den Gustav-Adolf-Verein erbaut worden sei.

Die Kirche steht auf dem Haasenberge in bevorzugter Ortslage und ist der Mittelpunkt der evangelischen Diasporagemeinde des Waderner Landes. Bei der Angabe des Erbauungsjahres muß dem Chronisten ein Irrtum unterlaufen sein. Die Schulchronik von Wadern enthält nämlich folgende Eintragung: „1896, am 30. November, war die Einweihung der neuen evangelischen Pfarrkirche. (Also nicht 1897).

Gegen 10 Uhr vormittags versammelten sich die Mitglieder der evangelischen Gemeinde, mehrere Geistliche, der Gemeinderat von Wadern mit dem Herrn Bürgermeister Friedrich, die katholischen Eehälften der gemischten Ehen und einige Bürger und Damen von Wadern beim (damaligen) Gerichtsgebäude und im Gerichtssaale, der bis dahin zur Abhaltung des evangelischen Gottesdienstes benutzt wurde. Von hier aus bewegte sich der Zug über den Marktplatz nach der neuen Kirche. Zahlreiche Fahnen schmückten die Häuser. Nach beendeter Feier spielte die Musikkapelle des Kriegervereins zum letzten Liede. Nachmittags war Festessen im großen Saale des Bierbrauers Herrn Zimmermann (heute Dagstuhler Hof) mit fast 100 Gedecken“.

Soweit die Schulchronik. Die katholische Bevölkerung freute sich auch mit ihren evangelischen Brüdern, wie die Mitteilung über den reichen Flaggenschmuck beweist. Wadern ist überhaupt der Ort des friedlichen Zusammenlebens der beiden Konfessionen. Zwiſtigkeiten sind unbekannt. Auch die Schulkinder kennen keinen Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten. Schreiber dieser Zeilen hat eine Generation lang die Oberklasse unterrichtet, aber nie die geringste Unverträglichkeit bemerkt. Schon die Tatsache, daß die Glocke der evangelischen Kirche auf den Ton „g“ abgestimmt ist, den auch eine Glocke der katholischen Kirche wiedergibt, ist wie ein schönes Symbol des Zusammenlebens und der Harmonie unter den Gläubigen beider Konfessionen zu werten.

Schwer heimgesucht wurde die evangelische Pfarrei im zweiten Weltkrieg. Das Pfarrhaus erhielt einen Bombenvolltreffer und war sozusagen vom Erdboden verschwunden. Mit behördlicher Unterstützung wurde es wieder aufgebaut. Dazu wurde noch ein Jugendheim erstellt, so daß die Pfarrei jetzt wieder in Ruhe und Frieden ihre religiösen Aufgaben erfüllen kann. Augenblicklich wird die evangelische Pfarrei verwaltet von Herrn Pfarrer Kurt Hassel aus Velbert.

Möge das gute Einvernehmen auch fernerhin andauern.

Die Eröffnung der Hochwaldbahn Lebach - Primsweiler - Nonnweiler

Am 10. Dezember 1897 wurde die Hochwaldbahn eröffnet und Wadern wurde eine Haupthaltestelle. Diese Bahn war vor allem eine Wohltat für die Arbeiter der Saarland-Industrie.

In der Schulchronik steht darüber geschrieben: „Gegen 10 Uhr bewegte sich von Wadern aus ein Festzug nach dem Bahnhof. An der Spitze marschierte die Musikkapelle von Hermeskeil, ihr folgte die Knabenschule mit dem Lehrer, daran schlossen sich die Arbeiter der hiesigen Tuchfabrik und eine zahlreiche Volksmenge an. Die beiden bekränzten Züge wurden mit kräftigem Hurra und zahlreichen Böllerschüssen empfangen. Der Herr Bürgermeister begrüßte die erschienenen Ehrengäste, welche sodann im Festzuge in mehreren Wagen hierhergeleitet wurden, wo im Hotel Warker (heute Schaad) ein herrliches Festessen geboten wurde“.

Am meisten freuten sich die Arbeiter. Hören wir, was ein alter, Hermeskeiler Kremmes dem Pensionär Jäb erzählte (entnommen dem Paulinuskalender 1962, S. 114).

„Der Herrgott scheint Erbarmen mit den armen Hartfüßern gehabt zu haben. Es hat ihm wahrscheinlich leid getan, daß die treuen



Blick in die
Bahnhofstraße

Hochwaldmenschen, die so sehr an ihrer Heimat hängen, immerfort solche Opfer bringen mußten, um zu ihren Familien zu kommen. Die Eisenbahn war wirklich gut für euch“.

„Stimmt“, sagte Jäb. „Als nämlich die Bahn erbaut wurde, ging ein Aufatmen durch die Reihen der Hochwaldbergleute. Nun endlich sollte ihr Los erleichtert werden“.

„Nicht wahr, meinte der Stock“, den größten Teil des Weges lief nun die Bahn für uns beide. Deine Füße standen unter der Bank, die Hände konntest du auf mich stützen, meist konntest du sogar schlafen“

„Ja“, sagte Jäb, „man spielte alsbald mit dem Gedanken, jeden Tag heimzufahren. Man war dann bei der Familie, hatte sein gemachtes Bett, das Essen war gekocht, und man konnte dahincim helfen und alles ordnen. Es wurde das Leben einigermaßen menschenwürdig“.

Heute ist die Bahn allerdings zum Teil außer Betrieb, weil der Motor die Arbeiterbeförderung übernommen hat und von der Waderner Gegend täglich viele Omnibusse die Arbeiter zur Arbeitsstätte und wieder nach Hause zurückbringen.

Vom Schulwesen in Wadern

Wenn es in der Geschichte des Marktfleckens Wadern eine beschämende Tatsache gibt, dann ist es der frühere Zustand des Schulwesens. Heute ist diese Frage gelöst, aber so war es nicht immer.

Da ich als letzter Schulleiter die ganze Tragik dieses jämmerlichen Zustandes erlebt habe, kann ich auch wohl darüber berichten. Unter der Amtszeit meines Nachfolgers wurde das neue Schulhaus erbaut und bezogen.

Wie war es zur damaligen Zeit, also auch noch nach dem ersten Weltkrieg? Wenn man es erzählt, glauben es weder die Kinder noch die Erwachsenen, und doch war es Tatsache. Für die Schule war alles gut genug, auch das Schlechteste. Weder die Behörde noch der Schulvorstand trug Sorge um ein hygienisches Schulhaus.

Das alte Schulhaus war früher der Stall des gräflichen Schlosses. Er wurde umgebaut zu Schulräumen, und anstatt der Tiere kamen die Kinder hinein. Im Laufe der Zeit wurden noch zwei Säle angebaut, aber die waren so schmutzig und ungesund wie der ehemalige gräfliche Stall. Der Schulhof war nicht nur zu klein — auf einem Platze von 290 qm mußten 230-240 Kinder „spielen“. Lichtbilder aus jener Zeit, die in der Schulchronik aufbewahrt sind, bezeugen diese Tatsache. Zur Trockenzeit flogen die Staubwolken umher, an Regentagen waten die Kinder bis an die Knöchel im Schmutz. Die Öfen standen mitten in den Sälen, wo sie die Kinder belästigten und dem Lehrer die Sicht versperrten. In der Gesangstunde z. B. waren 120 Kinder in einem Saale zusammengepfercht. Kein Mensch empfand solch einen Zustand als ungebührig. Geradezu katastrophal war es um die Bedürfnisanstalt bestellt.

Wenn in den Schulvorstandssitzungen die Rede auf einen notwendigen Neubau kam, hieß es wie in dem Karnevalsschlager: „Wer soll das bezahlen, wer hat so viel Geld, unsere Schule ist uns gut bis ans End' der Welt“. Ja, der Vorsitzende verstieg sich zu dem Ausspruch: „Wenn man mir von Trier eine fertige Schule brächte, ich nähme sie nicht!“ Worauf die Schulvorstandsmitglieder wieder ihren Schlager zum besten gaben: „Wer soll das bezahlen?“

Aber nicht nur für die Schule war kein Geld da, für den Straßenbau war auch nichts da, auch nicht für den Neubau der Wasserleitung, ebenso wenig für eine moderne Straßenbeleuchtung oder die Erschließung von Baugelände. Ein Schwimmbad wurde 1939 eingerichtet, sonst blieb überall alles beim alten Zustand. Bürgermeister Laroche wollte ein neues Schulhaus erbauen, Modell und Pläne waren fertig, dann wurde alles hintertrieben. 1932/33 wurde der obere Giebel des Schulhauses wegen Bauauffälligkeit abgerissen und neu aufgebaut. Zur Zeit des dritten Reiches machte man zwar sehr in Vaterlandsliebe und Jugendpflege, aber für einen Schulneubau regte niemand einen Finger.

Amtsbürgermeister Langenfeld richtete uns 1935 den vierten Schulsaal wieder ein, aber der war so kalt und lichtarm, daß damit den Kindern auch nicht geholfen war.

Zudem wurde am 19. Oktober 1925 dann noch eine gewerbliche Berufsschule eingerichtet und das alte Haus noch mehr beansprucht. Diese Schule war für den Handwerkernachwuchs gedacht. Später kam sie nach Nunkirchen und entfaltete sich zu schöner Blüte.

Am 19. November 1926, also genau ein Jahr später, kam die ländliche Pflichtfortbildungsschule hinzu, die aber bei der männlichen Jugend auf Widerstand stieß. Sie ging wieder ein, während die Fortbildungsschule für Mädchen heute noch besteht.

Während des zweiten Weltkrieges und noch nachher waren die Schulsäle vom Militär beschlagnahmt, und darum wurde der Unterricht in einer Holzbaracke gehalten. Schlechter als die Schulsäle waren diese Ausweichräume auch nicht.

Bald bekamen wir unsere Scholräume wieder, doch niemand kümmerte sich darum, bessere Verhältnisse zu schaffen, bis der Ortsbürgermeister Johann Lauer (gest. am 11. 5. 1957) sein Amt antrat. Die Lehrerdienstwohnung hatte Amtsbürgermeister Laroche 1932 bereits als ungesund und unbewohnbar erklärt. Ortsbürgermeister Lauer hieß das Haus abreißen und an der gleichen Stelle ein schönes, modernes Haus errichten. Nun hieß es nicht mehr: „Wer soll das bezahlen?“ Die Regierung griff ein, in der Parzelle hinter den Gärten, wo der große Schulgarten lag, wurde das neue Schulhaus erbaut, und endlich hatten die Waderner Schulkinder eine Schule mit

Licht, Luft und Sonne; zudem wurde ein schöner, geräumiger Spielplatz angelegt. Wenn der neue Schulbau auch architektonisch nicht hervorsteht, die Säle sind aber heil und freundlich. Der Einzug in die heutige Schule erfolgte am 25. August 1952, während das alte Schulhaus modern umgebaut wurde und als Mädchenberufsschule dient. Handwerker und Installateure hatten wochenlange Arbeit mit dem Umbau. Ortsbürgermeister Lauer (unterstützt von dem damaligen Abgeordneten Biesel aus Noswendel) erschloß das Baugelände im Ebet. Die Wasserleitung wurde erneuert, die Straßen wurden asphaltiert, und so begann für Wadern eine moderne Entwicklung, die von der jetzigen Verwaltung unter Herrn Amtsvorsteher Klein, dem Ortsbürgermeister Emil Molter und dem Gemeinderat rüstig weitergeführt wird. Wadern holt jetzt endlich nach, was in den letzten 50 Jahren versäumt wurde. Da das neue Schulhaus den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht, ist ein Erweiterungsbau vorgesehen, wozu auch eine Turnhalle gehören soll. Zu den ausgeführten Schulbauten gab die Regierung 33 Millionen Franken, d. h. neun mal so viel, wie die Gemeinde an Steuern aufbringt.

Am 17. April 1959 tat der Ministerpräsident des Saarlandes, Herr Dr. Röder, den ersten Spatenstich zum Neubau des Waderner **Realprogymnasiums (Hochwaldgymnasium)**, und als das fertige Haus im August 1961 eingeweiht wurde, hatte das ganze Schulwesen im Orte den langersehnten Anschluß an die moderne Zeit gefunden. Das



Vorderansicht des neuen Gymnasiums

Jammerlied der armen Pfennigfuchser: „Wer soll das bezahlen?“ ist verstummt, und nicht einmal ein dankbares Andenken hat man ihnen bewahrt.

Mit der Einführung des 9. Schuljahres hat auch der Ausbau der Volksschule einen zeitgemäßen Abschluß erhalten.

Die Waderner Ausstellung und der historische Festzug im Jahre 1930

Der damalige Amtsbürgermeister Müller war die Seele des ganzen Unternehmens. Die Ausstellung dauerte vom 13.-17. September 1930 und von dem Festzug am 17. September 1930 schrieb die damalige Saarbrücker Landeszeitung in ihrer Nummer 253: (Verfasser: Hauptlehrer Schwendler, Wadern).

Hochwaldkultur und Geschichte

Wadern, der idyllisch gelegene Hochwaldmarktflecken, hatte am 14. September 1930 einen großen Tag. Zwar regnete, ja goß es oft, aber zur Zeit des Festzuges hielt sich das Wetter. Tausende säumten die Straßen und füllten die beiden Marktplätze. Was denn so die Beigaben zu einem Festzuge sind: hupende Autos, knatternde Motorräder, trompetende Postkraftfahrzeuge, bebrillte fremde Herren mit geheimnisvollen Kästen, in denen sie liebliche Bilder festhielten, das alles war zahlreich dem Festtrubel zugegeben, sogar ein Mikrophon war aufgebaut, damit der Sender Frankfurt den Festzug übertragen konnte. Die ganze Gegend war auf den Beinen; galt es doch, etwas im Hochwald zu schauen, was bisher noch nicht geboten wurde, so bald auch nicht wieder zu schauen sein wird. Alte Zeiten und alte Geschlechter waren den Gräbern entstiegen, um einer von der Not des Lebens bedrängten Bevölkerung einige Stunden beschaulicher Heimatfreude zu schaffen. Und dieses Vorhaben gelang. Als erste Gruppe kamen die Vorreiter, Bauernburschen in Leinenkitteln, dahergewandert. Dahinter marschierten die Schulkinder. Es war ein guter Gedanke, die Kinder in den Festzug einzureihen; denn bei solchen Anlässen sind sie überall im Wege und hindern. So aber wußten sie, wohin sie zu gehen hatten. Die ganze Jugend war vertreten, wenn auch an verschiedenen Stellen. Die Kinder an der Spitze trugen blumengeschmückte weiße Stäbe in den Händen, was die Feierlichkeit noch besonders betonte. Musikkapelle, Hochzeitswagen, Hochzeitszug sind Bilder, wie man sie früher sah, die heute

aber in des Lebens Hast und Hetze keinen Platz und keine Zeit mehr haben. Überhaupt sprach aus den Bildern der ersten Gruppe das Behagliche, Beschauliche, Gemütliche aus der Großväter ruhigen Tagen, da man von Grenzlandnot, Arbeitslosigkeit und wie die schönen Errungenschaften der Nachkriegszeit heißen, nichts wußte. Es waren stille und friedliche Bilder emsiger Arbeit, da des hastenden Lebens lautes Geräusch noch nicht in die genügsamen Hochwaldtäler Einkehr gehalten hatte. Wie erfreuend war es, die Drescher, Spinnerinnen und Flachsverarbeiter zu sehen, lauter Großväter und Großmütter von echtem Hochwälder Schrot und Korn, keine nachgemachten Figuren, kein Ersatz, nein, echte alte Bauern und Bäuerinnen, die in früheren Jahren zu Winters Zeiten Tag um Tag den Dreschflegel im Takte schwangen und abends, wenn der Mutter Spinnrad schnurrend surrte, pfeifenrauchend bei qualmendem Öl- oder Petroleumlicht saßen und Räubergeschichten erzählten, daß den Zuhörern in der halbdunklen Stube das Grauen kribbelnd über den Rücken lief.

Da sah man auf dem Wagen Breche und Schwinge, Hechel und Hammer, Spinnrad und Rocken, Haspel und Webstuhl, alles im Betrieb wie einst, da es noch hieß: „selbst gewonnen, selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die schönste Bauerntracht“. Einen weiteren Erwerbszweig, der unrentabel und unzeitgemäß geworden ist, stellte der Lohwagen dar, der das Abschälen der jungen Eichenrinde zeigte. So sehr sich die Schälere auch „mühten“, die Lohe „ging“ nicht; denn im Herbst wurde keine Lohe geschält, sondern beim steigenden Saft im Frühjahr. Ein Bild, das nicht gezeigt wurde, das aber doch einen Platz verdient hätte, war der „Pinnenschmied“. Vielleicht ist in unserer Gegend auch der letzte Vertreter dieses gemütvollen Handwerks bereits gestorben.

Von den Bildern der zweiten Gruppe sind viele auch der heutigen Generation noch vertraut, z. B. Dorfmühle, Stellmacher, Schmied, Sport und moderne Post. Originell war „Losheim als Luftkurort“ verwirklicht.

Der Hubertuswagen erntete viele Anerkennung und zeugte davon, daß trotz aller modernen Aufklärung der Sinn für christliches Denken aus den Hochwaldgauen noch nicht verschwunden ist.

Reichen Beifall fand die „erste Eisenbahn“, wie sie langsam und schwerfällig daherschnob; ein richtiggehendes großes Kinderspielzeug, in dem prächtig herausgeputzte Rokoko-Dämchen und -Herrchen ihre erste Lustreise machten, begleitet von ebensolchem Zugpersonal, das in des „Kampfes heißen Tagen“ die Schulbänke der Schule am Bahnhof Wadern drückt.

Den Glanz des Festzuges bildeten unstreitig die herrlichen Bilder des dritten Teiles; sie zeugten von Glück und Glanz vergangener Tage, von Leiden und Freuden der Untergebenen, sie spiegelten hochfeierliche Stunden wider, die der Hochwald einst sah. Geschichtlich sind diese Bilder nicht ein ununterbrochenes Ganzes gewesen, sie lagen räumlich und zeitlich auseinander. Der letzte Graf von Dagstuhl starb 1375. Da die Burg erst im Jahre 1290 entstand, konnte das tapfere Dagstuhler Geschlecht nicht auf eine große, glänzende Ahnenreihe zurückschauen. Daß mit dem „letzten Grafen von Dagstuhl“ vier Knappen und dahinter fahrende Scholaren mit Lauten daherzogen, erhöhte die Naturhaftigkeit und geschichtliche Wahrheit des Bildes. Auch die Burg Dagstuhl aus dem 15. Jahrhundert, der Sitz des ehemaligen Grafen, wurde als Attrappe mitgeführt. Die Darstellung der Burg war gut, und im Burgturm fehlte sogar der Wächter nicht, der spähend droben stand und auf die kleinen Menschlein da unten hinabschaute.

Ein Bild, das an Würde und Majestät einzig dastand, war die Darstellung des Besuches des Kaisers Maximilian in Wadern. Der Kaiser war beim Erzbischof und Kurfürsten Richard von Greiffenklau im Jahre 1512, anlässlich eines Reichstages zu Gaste, besuchte die Grimburg und von der Grimburg aus auf einem Jagdzug das Dagstuhler Schloß. Diese Szene war im Festzug dargestellt. Es war ein klassisch schönes Bild, die strammen Ritter im Eisenpanzer, mit Lanze und Schild zu bewundern. Wie oft mag Wadern solche Gestalten gesehen haben, als das Rittertum noch in Blüte stand? Daß zu einem solchen Bilde Edeldamen, Edelherren, Jäger, Knappen, Troß, Jagdgeräte und Volk gehören, ist selbstverständlich. All das bot der Festzug. Ein Stück Mittelalter war auferstanden, ein Stück der Zeitspanne, da der Gottesfriede herrschte, aber Franz von Sickingen dem Trierer Kurfürsten doch Fehde ansagte. Freilich, damals war Maximilian schon einige Jahre tot.

Geschichtlich wahr ist das Bild der 12 Stockbauern gewesen, die in Wadern wohnten und den „Zehnten“ zu entrichten hatten. Die Reverenzerweisung und die mitgeführten Gaben stellten die Wiederholung eines geschichtlichen Vorganges dar, der den damaligen Zeitgenossen vertraut war.

Den zweiten Glanzpunkt der historischen Bilder bildete der Einzug des Grafen Joseph Anton von Oettingen-Hohenbaltern-Soetern mit seiner zweiten Gemahlin, der Gräfin Maria Monika, Antonia von Zeil-Wurzach nach Dagstuhl am 12. Mai 1772. Der Zug machte auf dem Marktplatz Halt. Alle Ritter standen in Paradeaufstellung. Die Schloßwache trat unter Gewehr; der erste Ratsherr des Ortes begrüßte den ankommenden Grafen, der von der Hochzeitsreise mit

seiner Gemahlin nach Dagstuhl zurückkehrte. Die Innungen huldigten ihm, die Stockbauern grüßten. Eine Schule (dargestellt von Waderner Schulkindern) in Rokoko-Kostümen, stand zur Begrüßung am Marktbrunnen. Nach den Worten des Magisters sagten die Kinder ein Gedicht; es war zu lang und entspricht nicht den Anforderungen, die man heute an ein solches Gedicht stellt. Aber es hatte die historische Echtheit für sich. Das Gedicht wurde genau so am 12. Mai 1772 gesprochen. Es erhöhte die getreue Wiedergabe der geschichtlichen Tatsache. Nach dem Gedichte folgte ein Begrüßungschor, worauf die „allerdurchlauchtesten Herrschaften“ geruhten, unter die Kinder Zuckersteine zu verteilen, wodurch die Verknüpfung von Historischem und Gegenwärtigem aner kennenswerten Ausdruck fand. Damit schloß die Reihe der historischen Bilder.

Der Schluß des Festzuges brachte die nachgebildete Ruine der Burg Dagstuhl mit Pfadfindergruppe, wodurch die Beziehung zur Gegenwart hergestellt wurde.

Alsdann folgten die Ritter der Landstraße von heute, die Zigeuner. Die Aufmachung war so gelungen und natürlich, daß viele Zuschauer glaubten, es seien wirkliche Zigeuner, die man von irgendwoher herbeigelotst habe, um die vorgesehene Rolle zu übernehmen. In Wirklichkeit waren es Jungen und Mädchen aus Waderns Nachbarorten, die das bunte Bild so täuschend ähnlich inszenierten.

Ein ganz behäbiger Dorfpolizist mit Hellebarde beschloß den Zug, der allen Mitwirkenden zur Ehre gereichte, dem Veranstalter viel Lob einbrachte und all denen, die ihn geschaut haben, unvergeßlich sein wird.

Wadern während des Krieges

Der erste Weltkrieg brachte dem Ort an sich kaum Schaden.

Im zweiten Weltkrieg aber wurden ihm Wunden geschlagen, die heute noch nicht ganz verheilt sind. Gegen Ende des Krieges wurde der Ort mehrmals mit Bomben beworfen, und es war kaum ein Haus zu finden, das keine Schäden aufzuweisen hatte.

Daß die katholische Kirche verwüstet wurde (23. 2. 1945), Lauers Schloßchen in Trümmer sank und das evangelische Pfarrhaus vom Erdboden verschwand, wurde bereits erwähnt. Aber der ganze Ort wurde heimgesucht. Die Leute saßen zwar sicher in den Luftschuttsollen, aber während dessen wurde der Ort schwer beschädigt. Vom Tuchgeschäft Lauer am Marktplatz durch die Unterstraße bis zur Wadrill hin reihte sich ein Trümmerhaufen an den anderen. In der Oberstraße wurden zwei Häuser der Familie Braun wegrasiert. In

der Bahnhofstraße verschwanden die Häuser Morscheid und Mersdorf, das Postamt war nur noch eine Ruine, ebenso das Haus Alois Glauben. Die Garage Wilhelm brannte ab, und so konnte man mit der Aufzählung der Zerstörungen noch weiter fortfahren. Meter-tiefe Bombenrichter waren das Ergebnis, die Wasserleitung und die elektrische Lichtleitung waren zerrissen, die Straßen unpassierbar; die Brücken waren gesprengt. Das war ein Schildbürgerstreich sondergleichen; denn sowohl oberhalb wie unterhalb der Brückentrümmer konnten die Panzer den Bach durchfahren. Zudem kamen die Amerikaner — es war am 17. März 1945, vormittags gegen 10 Uhr — nicht, wie man gedacht hatte, vom Westen her, sondern umgingen Wadern und rückten von Wadrill wie von Biel-Bardenbach her nach Wadern vor, so daß die auf dem Belscheid liegenden SS-Truppen schleunigst nach Osten abziehen mußten, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. Zwei große deutsche Tigerpanzer hatten sich auf dem Haasenberge postiert, zogen aber auf Zureden beherzter Männer schließlich nach Osten ab. Beide konnten nicht mehr entkommen und wurden von der Besatzung unbrauchbar gemacht. Noch jahrelang lagen die Wracks am Wege nach Niederlöstern und Oberlöstern, bis sie dann eines Tages als Schrott weggeschafft wurden.

Wenn wir geglaubt hatten, mit dem Einmarsch der Amerikaner sei die Not behoben, so wurden wir bald eines anderen belehrt. Die Sieger kamen nicht als Befreier oder Freunde, sondern — so leid es mir tut, es feststellen zu müssen — als Feinde und Bedrücker. In der Kräwigstraße wurden alle Häuser geräumt und von den Soldaten besetzt. Als die Leute nach tagelanger Ausquartierung wieder zurückdurften, fanden sie nur ein Chaos vor, die Möbel waren verschleppt, verbrannt oder sonstwie beschädigt. Viele Sachen waren gestohlen. Unrat lag überall, so daß die Bewohner monatelang arbeiten mußten, bis die Räume wieder einigermaßen bewohnbar waren.

Man konnte über ein solches Benehmen nur den Kopf schütteln; denn mit Kriegsführung hatte es nichts zu tun, aber den deutschen „Barbaren“ konnte man ungestraft jedes Leid zufügen. Heute ist das Verhältnis wohl anders geworden, aber damals wurden unschuldige Menschen ohne Grund bestraft. Waren die Sieger wirklich bessere Menschen?

Nicht einmal reden durften die amerikanischen Soldaten mit uns Deutschen. Wenn sie ihr Essen beendet hatten, gruben sie ein Loch in den Boden, schütteten die Fleischreste hinein, übergossen sie mit Benzin und verbrannten alles. Dabei standen die ausgehungerten

Waderner Kinder um die Soldaten herum, bekamen aber nichts. Hier konnte man mit Schiller sagen: „Das war kein Heldenstück, Oktavio!“

Wirklich, es war herzlos und grausam, die armen hungrigen Kinder so zu behandeln; aber leider ist es Tatsache, ich habe alles mit eigenen Augen angesehen.

In der Folgezeit wuchs die Not immer mehr, vor allem unter den Schulkindern. Keine Schuhe, keine Wäsche, kein Brot, keine Kartoffeln, kein Fleisch; fast jeden Tag fehlten Dutzende von Kindern, die keine Schule besuchen konnten. Um unsere Not kümmerte sich niemand, obwohl doch die Mehrzahl der Waderner Einwohner an dem ganzen Zauber des dritten Reiches unschuldig war. In der Schulchronik ist statistisch festgehalten, wie groß das Elend unter den Kindern war. Die Saat des Hasses gegen Deutschland war aufgegangen und trug nun ihre Früchte, aber niemand konnte die Schuldigen zur Verantwortung ziehen, im Gegenteil, wir alle wurden wie Verbrecher angesehen und dementsprechend eingeschätzt und behandelt. Zudem zogen die russischen Fremdarbeiter plündernd durch den Ort.

Aus dem Monatsbericht vom Februar 1946 sind folgende Angaben entnommen: Die Schulklassen zählen 245 Kinder. Der 5. Teil der Kinder fehlt wegen der oben angeführten Mängel.

- 55 Kinder haben keine Schuhe,
- 50 Kinder gehen in geliehenem Schuhwerk,
- 79 Kinder haben zerrissenes Schuhwerk, das nicht auszubessern ist,
- 2 Kinder tragen Holzschuhe,
- 2 Kinder kommen in Pantoffeln,
- 5 in Gummischuhen,
- 33 Kinder haben keine Strümpfe,
- 70 Kinder tragen geliehene Strümpfe,
- 28 Kinder haben zerrissene Strümpfe, die nicht ausgebessert werden können, weil Stopfgarn fehlt.
- 19 Kinder haben keine,
- 116 Kinder schlechte Unterwäsche, und nur
- 37 Kinder sind gut gekleidet,
- 61 Kinder haben schlechte Kleidung,
- 160 Kinder tragen geliehene Kleidung,
- 96 Kinder haben zu Hause keine Seife,
- 84 Kinder haben Kriegsseife,
- 25 benutzen selbstgekochte Seife und nur
- 1 Kind kennt Kernseife,
- 20 Kinder haben zu Hause kein Brot,
- 67 Kinder haben nur trockenes Brot gegessen,

- 39 Kinder Brot mit Marmelade,
- 89 Kinder bekamen Speisen ohne Fett,
- 62 Kinder haben keine Milch,
- 69 Kinder trinken nur schwarzen Kaffee (Malzkaffee),
- 178 Kinder der oberen Klassen haben kein Fleisch,
- 66 Kinder bekamen nur eine Suppe, oft sogar ohne Fett,
- 13 Kinder hatten Kartoffeln mit Kaffee-Ersatz,
- 1 Kind hat kein Nachtessen bekommen,
- 12 Kinder bekamen Kaffee,
- 115 Kinder Kartoffeln mit Kaffee zum Abendessen.

Die Verhältnisse waren in Wirklichkeit noch schlechter, da täglich wenigstens 50 Kinder fehlten und in der Statistik nicht erfaßt werden konnten.

Das war Wadern im Krieg und nach dem Kriege, nach dem die Sieger einmarschiert waren. Traurig, aber wahr, ich habe diese Statistik selbst aufgestellt mit Hilfe der anderen Lehrpersonen und sie der Schulbehörde auf Verlangen übermittelt.

Abschließend sei bemerkt, daß fast alle Leute in den Bunkern Kohlen säure-Vergiftungen erlitten und manche älteren Personen daran gestorben sind. In den Bunkern saßen viele hundert Menschen, und es fehlte jede Lüftungseinrichtung.

Die jungen Leute erholten sich bald wieder, aber man sollte daraus etwas für die Zukunft lernen.

Das elektrische Licht und Waderns Anschluß an die Gegenwart

Im Jahre 1904 brannte in Wadern zum erstenmal das elektrische Licht. Ein Privatunternehmen richtete an der Mühle Schumacher ein Elektrizitätswerk ein. Die Stromabnehmer zahlten für jede elektrische Birne im Monat 10 Pfennig Stromgebühr. Die Stromlieferanten wechselten im Laufe der Jahrzehnte mehrmals. Heute ist das RWE mit einem größeren Anteil an der Energielieferung beteiligt (VSE).

Werfen wir nun noch einen Blick in den heutigen Ort. Die sauberen Waderner Straßen, die Kanalisierung, die Begradigung und Tieferlegung des Wadrillbettes zur Verhütung der Hochwassergefahr in der Unterstraße, die Müllabfuhr, die Erschließung von Bau land, die moderne Feuerwehr und vor allem die vorbildliche Ortsbeleuchtung mit etwa 100 Langfeldleuchten legen Zeugnis davon ab, daß

die Verwaltung sich alle Mühe gibt, den Anforderungen an die heutige Zeit gerecht zu werden.

Schöne leistungsfähige Geschäfte städtischen Ausmaßes, vollbeschäftigte Gewerbebetriebe, die Tuchfabrik Pickel & Co. sowie die Kleiderfabrik Klausmann geben manchem Arbeiter und mancher Arbeiterin Brot und Verdienst. Sie werden dem Bestreben, kleinere moderne Industrieansiedlungen an den Hochwald zu verlegen, gerecht.

Wenn die Neugestaltung des Marktplatzes und die Wiederherstellung des Marktbrunnens erfolgt ist, kann sich Wadern ruhig in die erste Reihe der aufstrebenden Hochwaldorte eingliedern.

Wadern blickt dann nicht nur auf ein hohes Alter zurück, es erfüllt auch die Forderungen des modernen Lebens.

Der alte Satz: „Wadern den Wadernern“ ist unzeitgemäß geworden. Er ist überholt von der Entwicklung unseres technischen Fortschrittes, und ein beschauliches Eigenleben abseits des Zeitenstromes zu führen, ist eine Utopie, die sich zum Schaden ihrer Befürworter auswirkt.

Zum Abschluß: Erklärung einiger Waderner Namen

Zunächst ist der Name der Hauptstraße „Kräwig“ oder „Im Kräwig“ zu erklären. Was bedeutet dieser Name?

Vor mir lag eines Tages eine Urkunde vom 6. Juli 1785, in der berichtet wird, daß der Kammerrat Bouthillier (der Finanzminister und Sachverwalter der Herrschaft Dagstuhl) den Eheleuten Augustin Marzen und dessen Ehefrau Anna, geb. Koch, eine Landparzelle verkauft, gelegen „im Grebich“.

In diesem Schriftstück ist der ursprüngliche Name der Straße aufgezeichnet. Er hat zwei Bestandteile: Der erste Teil ist das mittelhochdeutsche Wort „Grebe“ (auch „Greve“), d. h. Graf, und der zweite Teil „isch“ bedeutet „Esch“ oder Getreidefeld. Grebich bedeutet also: Weg zu den Getreidefeldern des Grafen. Diese Flur lag an der heutigen Straße nach Weiskirchen. Dort liegt auch das „Maierfeld“, d. h. das Dienstland des Hochgerichtsmeyers. Auch der dem Grafen gehörende „Galgenberg“ liegt an dieser Straße. Der Name „Grebich“ wurde im Laufe der Zeit verstümmelt zu „Kräwig“. (Auch der Ort Grewenich an der Mosel hat in seinem Namen die gleiche Bedeutung aufbewahrt. Aus einer Beilage der Trierischen Landeszeitung Nr. 227 v. 1. Oktober 1961 entnommen). Max Müller, Ortsnamen I, S. 56, läßt den Namen unerklärt.



Blick in die Kräwigstraße um das Jahr 1900

Unweit der Kräwigstraße liegt der Galgenberg, eine Anhöhe, auf der früher zwei Galgen standen: der schwarze Galgen (Schwarzenburg) und der Dagstuhler Galgen. Auf dem Galgenberg, der heute als Baugelände freigegeben ist, stehen die Schillerlinde und der Schillerstein. Beide wurden zum Andenken an den hundertsten Todestag Friedrich Schillers am 9. Mai 1905 erstellt. Der Stein barg eine Kapsel mit Urkunde, daneben legte man ein Goldstück, das aber bald gestohlen wurde.

Das Gelände auf dem Mühlenberg (Ursprung dieses Namens ist nicht aufzuhellen) zur Wadrill hin heißt Rampart, von Rempart, d. h. Festungsmauer, sogenannten wegen seines Steilhanges. Die ganze Gegend ist eine diluviale Flußterrasse, das Wadrilltal ist ein schönes Durchbruchstal.

Am Fuße des Mühlenberges führt der „Kunidor“, vom lateinischen Incognito, d. h. unbekannt, gebildet, zum Bahnhof hin. Diesen stillen Weg benutzten die Dagstuhler Herrschaften zur Heimkehr ins Schloß, wenn sie in Wadern ausgiebig gezecht und „schief geladen“ hatten.

Die Schäferei, das Belscheid, ebenso die Steinrötsch, der Butterborn und der Brühl sind bereits erklärt worden.

Die heutige Egon-Reinert-Straße hieß Tabor. Die Entstehung dieses Namens ist nicht klarzustellen.

Der Christianenberg hieß früher Guntersfeld, so genannt nach dem mittelhochdeutschen Worte Gund, hochgelegene Senke (Remigius Vollmann, Flurnamen S. 21).

Die Krippwiese, eine tiefgelegene Wiese an der Wadrill, hat ihren Namen von dem althochdeutschen chrippa, Flechtwerk, womit man die wilde Wadrill zu bändigen suchte.

Die Geißwiese (in der Großwiese am „Schützel“ gelegen), das Wolfsfeld (am Morscholzer Wege rechts), die Krähwies und der Katzenrech sind von Tiernamen abgeleitet.

Kommen wir nun zu den Namen mit „Habisch“, nämlich: Habischhiwel, Habischweiher, Habischbruch. Diese Namen haben als Grundelement das mittelhochdeutsche Wort Hardt oder Har in der Bedeutung von Weidewald. In die Hardtwälder durften die Bauern im Herbst ihr Vieh treiben zur Futternutzung. Dafür bekam die Herrschaft den „Dem“, eine Abgabe, die von Fall zu Fall festgesetzt wurde.

Dagegen war der Friedwald, d. h. befriedeter Wald, den Untertanen verboten. Er durfte überhaupt nicht betreten werden, und ein Baumfrevel in diesem Walde zog die schwersten Strafen nach sich.

Am Friedwald ist der Speckenbach, so genannt nach dem althochdeutschen Worte „speckia“, gleich Knüppel. (Unser Wort Speiche hat die Urbedeutung auch noch aufbewahrt, ebenso der Ausdruck „einen abspecken“, d. h. einen mit Knüppeln schlagen). Über das Sumpfgelände des Speckenbaches führte früher ein Knüppeldamm.

Der Name Bertenbrücke soll von Bonapartenbrücke kommen; aber diese Ableitung scheint nicht ganz zu stimmen. Die Leute sagen nicht „Bertenbrück“, sondern „in der Bert“.

Im Friedwald geistert der Bonenpater. Dort liegt am Wege zum Bildchen rechts im Walde ein französischer Soldat aus der Zeit Bonapartes begraben. Der Bonenpater ist ein harmloser Waldgeist.

Im Soden heißt eine Flur am Wege nach Wedern, vom althochdeutschen sulaga, Solg, nasse Wiese.

Im Necker, vom althochdeutschen noc, ist eine hinderliche, hervorstehende Erhebung am Wege nach Wedern.

Die Wiese hinter dem Apothekenpark heißt Gorrwich. Der Name ist gebildet aus Gorr = Pferd und wich = Sumpf, also eine Sumpfwiese, auf der sich die Pferde tummelten.

Ebet — das neue Siedlungsgelände — ist eine ebene Gemarkung. Der Schlemmenacker hinter dem Galgenberg ist eine abhängige Flur, in der zu Regenzeiten das Wasser die mitgeführten Erdmassen anschlemmt.

Das Faulenfeld links am Wege nach Murscholz ist eine nasse Gewann.

Die Flur, genannt auf der Heide, war früher das Weidegelände für die Schafe.

Und damit schließen wir das Kapitel über die Waderner Flurnamen ab.

Die Solitüde soll noch erwähnt werden. Es war eine parkähnliche Anlage in der Wiese unterhalb der Wadrillmündung, die der zweite Gemahl der Gräfin Antonia von Zeil-Wurzach, der Graf Hermann Friedrich Otto von Hohenzollern-Hechingen, anlegen ließ, und die sich bis zum Bardenbacher Felsen erstreckte, wo die Prims aufgestaut war und mit kleinen Booten befahren werden konnte. Alles ist verschwunden, nur das Bardenbacher Woog ist geblieben. Die Solitüde liegt aber nicht auf der Waderner Gemarkung. (v. Briesen, S. 287).

Waderer Wend

Gedicht in
Waderner Mundart
von Frau Josefine Wolff

Die Waderer Mädchen wore frieher so nett,
de Käppcher so schen frisiert on adrett,
de Reckelcher fladderich, de Aigelcher klar,
so stellt ma sich de jong Mädchen och vor,
ont Sonnenschirmchen en der Hand,
dat wor nadierlich ofgespannt.

Em Noberschorf rief jed klä Kend:
„lo kemmt er näs, de Waderer Wend!“

De Jongen wore fidel on voll Iwermut,
die hodde Schneit, ha gegrießt met em Hut.
Se hann och vill dumm Streich gedrief,
doch alles es emmer em Rahme blief,
o woren se em Sonndagsstaat iwer Land,
es alles do zesamme gerannt;
ma hiert vo weidem jed klä Kend:
„Guck nur, lo kemmt de Waderer Wend!“

Haut sen Sitten on Manier,
läder anerschder wie frieher,
mir han freindlich gegrießt o gelacht,
o wenn't nedig wor, us Honörchen gemacht.
Mir senn net stur doher gerost,
so hot domols de Wend geblost.

O wär et nomol, wie et wor,
nur Änichkät on vill Humor;
wenn't wär wie domols, weßt e Blenner:
dat lo se wirklich Waderer Kenner.
O wemmer neischt zu tadeln fend,
da' bläst er gut, „de Waderer Wend!“

Schlußwort zum heimatgeschichtlichen Teil

Anderthalb Jahre sind seit dem Abschluß der Heimatschrift im Februar 1962 vergangen. Während dieser Zeit ging die Entwicklung des Ortes dank der Zielstrebigkeit und rührigen Arbeit von Amtsvorsteher, Bürgermeister und Gemeinderat stetig weiter, so daß mit Genugtuung und Freude noch mancherlei Begebenheiten vermerkt werden können.

Wadern, Oktober 1963

Hans Schwendler

Kommunalpolitischer Teil

Wadern, Mittelpunkt des Hochwaldes

Im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben ist Wadern seit Jahrhunderten das Zentrum des Hochwaldgebietes. Der alte bedeutende Marktflecken zählt heute 1 670 Einwohner. Dank der Aufgeschlossenheit der Gemeindeväter, vor allem in den Jahren nach dem zweiten Weltkriege, ist der Ort durch die Erschließung von neuem Baugelände größer geworden und seine Einwohnerzahl ist wesentlich angestiegen.

Nach den vorliegenden statistischen Unterlagen betrug die Bevölkerungszahl im Jahre 1938 1300. Obwohl seit einigen Jahren nicht mehr „Kreisstadt“, ist der Marktflecken nicht etwa unter den vielen Ortschaften im Hochwaldbezirk untergegangen, sondern hat es verstanden, aus eigener Kraft und mit staatlicher Unterstützung „Mittelpunkt des Hochwaldes“ zu bleiben.

Schon lange ist Wadern Sitz der Amtsverwaltung von 13 Gemeinden, des Amtsgerichtes, Katasteramtes, der Kreissparkasse, des Notariats, Forstamtes und Postamtes mit Zentrale im Linienbusverkehr sowie des Kreisschulamtes.

Auch Ärzte, Zahnärzte, Tierarzt sind schon lange am Platze. Apotheke und Krankenhaus haben ein respektables Alter.

Von größter Bedeutung ist die Errichtung des Hochwaldgymnasiums auf der Höhe des „Kaisergartens“.



Das neue Amtsgericht

Außerdem sei erwähnt die Einrichtung einer Straßenmeisterei, die Zweigstelle der Ortskrankenkasse und des Arbeitsamtes, des Staatlichen Gesundheitsamtes, der Hauswirtschaftlichen Berufsschule und die Eröffnung eines zweiten Bank-Institutes (Saargenossenschaftsbank).

Erfolgreiche Bilanz der kommunalen Aufbauarbeit. Bedeutende Kanalbaumaßnahmen

Wer heute nach Wadern kommt, wird erkennen, daß in den letzten Jahren viele Bauvorhaben verwirklicht wurden, die für die kommenden Generationen von großem Nutzen sein werden. Diese Tatsache kann als einmalig in der Geschichte der Gemeinde herausgestellt werden.

Voraussetzung zum Neuausbau des Straßennetzes war die Modernisierung der Abwasseranlagen. Es ist in diesem Zusammenhang erwähnenswert, daß im Ort bereits vor Jahrzehnten ein unterirdisches Abwassersystem auf dem Marktplatz und in der Oberstraße vorhanden war. Für die Durchführung einer modernen Kanalisation wurde bereits im Jahre 1942 der Ingenieur Ernst Kinstler aus Trier mit der Erstellung eines Ortsentwässerungsplanes beauftragt. Der Gesamtkostenaufwand war damals mit 285 000 R-Mark veranschlagt, wobei zu berücksichtigen ist, daß es sich hier nur um die alte Ortslage handelte.

Im Zuge des Neuausbaues der Ortsdurchfahrt durch das Staatliche Straßenbauamt im Jahre 1952 erfolgte der Bau des Kanals von der Ausmündung der Unterstraße über den Marktplatz bis zur katholischen Kirche, einschließlich des Teilstückes der Oberstraße bis an die Abzweigung der Gartenfeldstraße.

Da die Unterstraße im Vergleich zum damaligen Wasserspiegel der „Wadrill“ sehr tief lag und selbst bei kleineren Hochwässern überflutet wurde, war eine Regulierung des Wadrillbaches nicht zu umgehen. Durch die Begradigung des Wasserlaufes und die Vertiefung der Sohle wurde für die sachgemäße Ausmündung der Kanalisation hinter dem Postgelände die notwendige Tiefe gewonnen. Im Zuge der Regulierung erfolgte auch der Neubau der Johannisbrücke.

Die Bauaufsicht dieser Maßnahmen lag in Händen des vor einigen Jahren verstorbenen Leiters der Außenstelle Merzig des Wasserwirtschaftsamtes Saarbrücken, Regierungsoberbauinspektor Ernst Siebel, der in Wadern ansässig war.

Der Bau der Kanalisation in der Hauptdurchfahrtsstraße brachte große Verkehrsschwierigkeiten mit sich, und auch die einheimische

Geschäftswelt wurde davon betroffen. Die Verkehrssperre dauerte fast vier Monate.

Schon 1953 ergab sich die Notwendigkeit zur Heranführung des Kanalnetzes zum Erschließungsgebiet „Ebet“, die Abwasseranlage über den „Kleinen Markt“ durch den Sinnespfad zu erweitern.

Im Jahre 1954 erfolgte auf Antrag der Postverwaltung die Verlegung des Kanals vom Postgelände einschließlich eines Teilstückes der Mühlenbergstraße.

Mit der Verrohrung des Mühlenberges war die Voraussetzung geschaffen, die Abwässer eines Teiles der Kräwigstraße, soweit ein Anschluß an das Hauptnetz nicht möglich war, einzuleiten.

Die Kanalisierung des Sinnespfades war auch für die Errichtung des Neubaus des Amtsgerichtsgebäudes mitbestimmend.

Zum gleichen Zeitpunkt wurde mit erheblichen Staatszuweisungen das Kanalnetz im ersten Bauabschnitt der Ebetsiedlung gebaut.

Im Jahre 1956 begann man mit der Kanalisierung der Johannisstraße bis zu den inzwischen am „Kaisergarten“ erstellten Zollhäusern. Da es sich hier im wesentlichen zur Erfüllung einer überörtlichen Aufgabe handelte, brauchte die Gemeinde auch hierzu nur einen 15-prozentigen Anteil aufzubringen.

In diesem Zusammenhang verdient besondere Erwähnung, daß die Eheleute Rauguth, Johannisstraße, sowie Frau Witwe Theodor Dubois, Bahnhofstraße, ihr Einverständnis gaben, die Kanalisation durch ihr Eigentum zu verlegen. Die getroffenen Vereinbarungen sind durch Eintragung beim Grundbuch dinglich zu Gunsten der Gemeinde niedergelegt.

Eine weitere größere Kanalbaumaßnahme war die Verrohrung der Kräwigstraße von der katholischen Pfarrkirche bis zum Hasenberg, im Zuge des Ausbaues des 2. Bauabschnittes der Ortsdurchfahrt durch die Straßenbauverwaltung. Hierzu mußte nochmals eine mehrmonatige Sperrung des Durchgangsverkehrs hingenommen werden. Da es sonst keine andere Möglichkeit gab, mußte die Umleitung über die Straße Ortsausgang Noswendel - Bahnhof Wadern erfolgen. Während der Ausführung dieser Arbeiten wurde das Desarmierungskommando aus Saarbrücken einmal gerufen, da ein Bombenblindgänger bei der Tankstelle Frank zu entschärfen war.

In der Folge wurde die Kanalisation im Siedlungsgelände Ebet in Richtung Neubau der Straßenmeisterei und in der Kreuzfeldstraße durchgeführt.

Die jüngsten Kanalbaumaßnahmen sind die Erfassung der Ober- und Morschulzer Straße, der Straße am Christianenberg und zuletzt

die Trierer- bzw. Straße am Fahrwald und der im 2. Bauabschnitt der Eebelsiedlung.

Somit verfügt der Ort über ein gut ausgebautes Kanalnetz, an das rund 95 Prozent aller Häuser angeschlossen sind, wozu sich die Gesamtbaukosten auf ca. 425 000,— DM beliefen.

Die Gemeinde erhebt seit einiger Zeit zur Unterhaltung der Anlagen und Abtragung der Dalehnsverpflichtungen eine Kanalgebühr in Höhe von 0.20 DM pro cbm verbrauchten Wassers.

Wasserversorgung sichergestellt!

Vor der Gründung des Wasserleitungszweckverbandes Wadern im Jahre 1928 besaß der Ort schon eine eigene Wasserversorgung aus dem Baujahr 1900. Dieser Verband hat sich seit seines Bestehens bemüht, einer ausreichenden Wasserversorgung Rechnung zu tragen. Der Gemeinde selbst obliegt die Durchführung der Erweiterung des örtlichen Versorgungsnetzes, sowie die notwendigen Erneuerungen außerhalb der Hauptleitung.

Neben den Erweiterungen in den verschiedenen Neubaugebieten mußte im Zuge des Ausbaues der Kräwigstraße das Wasserleitungsnetz aus der Fahrbahn heraus verlegt werden.

Von überörtlicher Bedeutung ist der Bau eines 1000 cbm fassenden neuen Hochbehälters auf der Wederner Höhe, sowie die Tiefbohrung zur Erschließung von neuen Wasservorkommen im Butterbornggebiet und der Neubau eines Pumpwerkes mit einem weiteren Sammelbehälter von 500 cbm Inhalt in dem gleichen Gebiet durch den Zweckverband.

Hohe Kosten für den Straßenausbau

Größten Anteil am Ausbau des Straßennetzes hat das Staatliche Straßenbauamt. Mit dem Ausbau der Hauptdurchfahrt durch den Ort vom Hasenberg bis zur Wadrillbachbrücke wurde ein Hauptfaktor auf dem Straßenbausektor vollzogen. Dabei legte man größten Wert auf die Erstellung von Gehwegen, wozu die Gemeinde zur Kostenbeteiligung herangezogen wurde. Der Ausbau der Nebenanlagen kostete rund 200 000 DM.

In dieser Maßnahme wurde das Teilstück der Bahnhofstraße am katholischen Pfarrhaus ausgebaut und die Verkehrsübersicht weitgehend verbessert, wie dies schon in der Kräwigstraße am Katasteramt geschah. Im gleichen Zuge wurde die Mauer am Kriegerehrenmal und das Kirchentreppchen neu erstellt und später der Kirchplatz von Grund auf neugestaltet.

Die Gemeinde ihrerseits hatte nicht weniger zu tun. 1952-54 wurde das Straßenbaunetz im Neubaugebiet „Ebet“ in zwei Bauabschnitten

und gleichzeitig der Ausbau der Gartenfeldstraße als Zufahrt vom Ortskern aus vollzogen. Eine weitere Straßenbaumaßnahme, die mit erheblichen Mitteln des Staates durchgeführt wurde, war der Ausbau des Zufahrtsweges zum neuen Amtsgerichtsgebäude vom Hasenberg aus und die Herrichtung des Sinnespfades zu einem Fußgängerweg im Jahre 1958.

In zwei Bauabschnitten erfolgte dann in den Jahren 1959-60 der Ausbau der Straße am Mühlenberg, vom Katasteramt bis zur Einmündung in die Bahnhofstraße gegenüber dem Postamt. Weiter übernahm die Gemeinde den Ausbau des Pfades im „Gäßchen“ als Fußgängerweg zur Verkürzung der Verbindung Bahnhofstraße und Unterstraße. Zum gleichen Zeitpunkt wurde gemeinsam mit der Nachbargemeinde Wedern der Verbindungsweg zwischen beiden Orten neu ausgebaut und die Fahrbahn verbreitert. Die jüngsten Erfolge der Gemeinde auf dem Straßenbausektor sind der Ausbau der Egon-Reinert-Straße vom Krankenhaus bis zum Gymnasium, eines Teilstückes des Christianenberges und der jetzt angelaufenen Maßnahme „Vorstufenausbau, 2. Bauabschnitt in Neubaugebiet Ebet“. Weiter hat die Staatliche Straßenbauverwaltung den Neuausbau der Morscholzer Straße im Zuge der Entklassifizierung übernommen. Als Gegenleistung ist das gemeindliche Straßenstück der Zufahrt nach Morscholz (Kreuzfeldstraße) in den Unterhaltungsbereich des Staatlichen Straßenbauamtes übergegangen, und wurde einschließlich der Neugestaltung der Abzweigung an der Trierer Straße vom Straßenbauamt von Grund auf neu ausgebaut.

Um den Kindern einen unbehinderten Schulweg zum Gymnasium zu garantieren, haben die Gemeindeväter bereits beschlossen, einen Gehweg, durchgehend von der Johannisbrücke bis zum Anschlußstück „Egon-Reinert-Straße“ auszubauen. Zu erwähnen ist noch, daß als erste Baumaßnahme der Nachkriegszeit die Erneuerung der Brücke in der Christianenbergmulde erfolgte.

Die Durchführung der erwähnten Straßenbaumaßnahmen erforderte einen Kostenaufwand von 650 000 DM, wozu der Staat einen erheblichen Anteil durch die Gewährung von Zuschüssen übernahm.

Zu dem fast ausschließlich gut ausgebauten Straßennetz gehört seit einigen Jahren eine moderne Straßenbeleuchtung. Es darf in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß Wadern Schrittmacher in der Modernisierung der Straßenbeleuchtung durch Langfeldleuchten im Hochwaldbezirk war. Der Ausbau dieser Beleuchtung erfolgte Zug um Zug nach verfügbaren Mitteln. Über 100 Brennstellen geben die Gewähr einer ausreichenden Helle an allen Punkten des Ortes.



Blick auf das modern umgestaltete Rathaus in Wadern

Ortszentrum neu gestaltet

Eines der markantesten Geschehnisse der Nachkriegsjahre ist die Neugestaltung des Ortszentrums. Fünfzehn Jahre lang verschandelten die Trümmer des durch Kriegseinwirkung schwer getroffenen ehemaligen Schloßchens das Ortsbild. Kaum ein anderes Problem wurde in dieser Zeit so leidenschaftlich diskutiert, wie die Beseitigung dieses häßlichen Trümmerhaufens. Heute empfängt uns ein großzügig erweiterter Parkplatz.

Wenige Jahre zuvor war schon das Jahrhunderte alte grobe Steinpflaster im Altteil im Zuge des Neuausbaues der Ortsdurchfahrt durch einen Asphaltbelag ersetzt und der kleine Markt vor der Apotheke nützlicher und schöner gestaltet worden. Abgerundet von schönen Blumenanpflanzungen auf der als Abgrenzung zur Straße erstellten Mauer ist hier das Gesamtbild freundlicher als je zuvor.

Zur Vergrößerung des Marktplatzes war die Besitzerin des ehemaligen Schloßchens zu ihren Lebzeiten nicht zu bewegen, auch nur einen Fußbreit ihres Eigentums abzugeben. Die Bemühungen der Saarländischen Justizverwaltung, dort das neue Amtsgericht zu erstellen, scheiterten schon daran.

Der Neubau des Amtsgerichtes erfolgte dann in der Verlängerung des Sinnespfades im Gelände „Hinter den Gärten“. Er wurde 1956 seiner Bestimmung übergeben.

Auch die Kreissparkasse mußte ihre Pläne in dieser Hinsicht aufgeben und erstellte ihren Neubau 1957-58 in der Bahnhofstraße neben dem Postamt.

Dem Drängen der Gemeinde zum Verkauf des über 40 ar großen Ferrains zur Neugestaltung und Erweiterung des Marktplatzes gab die Erbgemeinschaft nach. Die Gemeinde kaufte das Trümmergrundstück zum Preise von 170 000,— DM im Jahre 1961. Innerhalb von zwei Jahren wurde hier gründliche Arbeit geleistet. Amtsvorsteher Herbert Klein, der mit Bürgermeister Emil Molter den Ausbau betrieb, erreichte bei der Landesregierung in Saarbrücken einen Zuschuß von 75 Prozent der Gesamtbaukosten. Die nach den Plänen des Leiters der Kreisplanungsstelle Merzig, Hänfling, durchgeführten Arbeiten einschließlich der Neugestaltung der Südfront des Rathauses erforderten eine Summe von 180 000,— DM.

Der neue Marktplatz kann jetzt nicht mehr beliebig von der Oberstraße aus angefahren werden. Es sind zwei Einfahrten ausgebaut und dadurch die Verkehrssicherheit für die Passanten gewährleistet. Entlang der Oberstraße und der Ortsdurchfahrt ist ein zusätzlicher Gehweg angelegt. Zwischen Gehweg und Park- bzw. Marktplatz schmückt eine Rosenanlage den Platz. Um den neuen Teil des Marktplatzes herum führt ein breiter Gehweg zum rückwärtigen Gelände am Mühlenbach. Hier ist im Laufe des Frühjahres bzw. Sommers 1963 ein kleiner Park angelegt worden, der sich in kurzer Zeit größter Beliebtheit bei der Bevölkerung und den auswärtigen Besuchern erfreut. Durch die Grünanlagen mit schönen Rosen- und Sträucheranpflanzungen führen Gehwege. Der Verkehrsverein Wadern und Umgebung e. V. stiftete die dort aufgestellten Ruhebänke. Am Amtsgebäude, das mit seiner Südfront nun direkter Anlieger des Marktplatzes geworden ist, erfolgte ein großzügiger Umbau. Unmittelbar vom Marktplatz aus führt jetzt der Eingang zu den Amtsräumen.

In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß die Kreissparkasse ihre Bemühungen, im Ortszentrum sesshaft zu werden, nicht aufgegeben hat. Sie erwarb inzwischen von der Gemeinde eine Baustelle in der Verlängerung des Rathauses und wird dort im Frühjahr 1964 mit dem Neubau ihres Dienstgebäudes beginnen. Das neue Kreissparkassengebäude wird mit dem Rathaus zusammen den Ortskern dann gut abrunden und die hinteren Gebäude verdecken.

Lobenswert ist auch die Tatsache, daß die Geschäftswelt im Ortszentrum es im Laufe der Jahre verstanden hat, ihre Anwesen zu modernisieren und neuzeitlich zu gestalten, was dem Gesamtbild des heutigen Marktplatzes wesentlich zugute kommt.

Mit dem Neuausbau des gesamten Marktplatzes wurde auch ein Platz für die Wiederaufstellung des alten historischen Marktbrunnens eingeplant. Der Brunnen mußte im Zuge der Neuplanung der Straßen- und Kurvenführung im Jahre 1954 vor den Häusern Flasche und Hußlein abgebaut werden.



Marktbrunnen in Wadern mit Rathaus im Hintergrund
Auf dem Marktbrunnen sitzend der Heimatforscher Hans Schwendler (Wadern)

PROLOG

zur Einweihung des wiedererrichteten Waderner Marktbrunnens

Von Studienassessor Robert Schwendler, Wadern

Gesprochen von den Schülerinnen des Hochwaldgymnasiums
Elisabeth Klein und Gisela Timans, Wadern, am 20. Oktober 1963

Der Brunnen spricht:

1. Manches Jahrhundert schon hab' ich verträumt auf dem steinigen
auf dem rauhepflasterten mitten im Dorfe, wo unfern [Platze,
weit sich schwingen und machtvoll des Hochwaldes blauende Höhen.
Reich ist an Wassern das Land; kristallklar sprudeln die Söhne
jenes Gebirges in ewiger Flut aus nachtdunklen Tiefen.
Hier schuf kundige Hand mich des rührigen Steinhauermeisters,
dem seine Gnaden, der Graf — den Platz zu verschönern — befohlen,
mit dem Brunnen zu zieren das Dorf. So wollte der Herr sich
traulich gestalten und freundlich den Ort, ein winziges Abbild
zwar nur der fernen Stadt, die des Reiches Herrscher bewohnt.
2. Einfach ist meine Gestalt nur und schlicht; nicht kann ich an Größe
noch auch an Schönheit und Pracht wetteifern mit ihnen, den Brüdern,
die an der Isar Strand und am Donau-Ufer ergötzen
stauender Wand'rer Gemüt. Doch lieben minder die Meinen
drum mich nicht! Gar manchem erschien ich heimlich im Traume,
der in der Ferne, weitab von des Hochwalds traulichem Rauschen
weilte, und mancher Seufzer entfloß verschwiegen dem Herzen.
Und so rauschten nun fort und fort meine Wasser den Menschen
Sagen und Märchen vergangener Zeit, und uralter Tage
tönten sie Kunde; doch nimmer konnten die Sterblichen deuten
Vogelgesang und Rauschen des Walds und des Wasserspiels Flüstern.
3. Wechsel und Wandel der Zeiten erlebt' ich gar viel, seit von alters
über den Platz paradierten die bunt betrauten Soldaten
unsers gräflichen Herrn, bis hin zu den Tagen, da dröhnten
unheilroh'nde Kolonnen zum blutigen Kriege gen Westen.
Fleißig sah ich die Bürger am Werk, die emsig in Zeiten,
da des Friedens göttlich Geschenk den Menschen gewährt war,
wirkten und schafften u. strebten in Eifer, ihr Dörflein, das klein noch,
unbedeutend noch war, zu vergrößern, ihm Zierde zu geben.

Leider auch hab' ich geschauet des Kriegsgotts schreckliches Wüten,
Fliegergebrumm, Geheul von Granaten, Zertrümm'ung, Zerfetzung
viel des', was schön war, was gut... Doch nimmermehr wich ich vom
treuer Wächter und Hüter der Häuser und Menschen. — [Platze,

4. Weiß ich's, wie manchem, der, müde vom staubigen Marsche,
brennenden Durst gestillt meiner Röhren sprudelndes Wasser?
Kindergeschrei und Getümmel, froh, übermütig, hab' oft ich
und mit Behagen vernommen! Hei — wie sie tobten und plantschten
und des Brunnquells Flut weithin auf das Pflaster verspritzten!
Manchem, der übereifrig in kindlicher Lust sich getummelt,
bot meine Flut ein Bad, doch ungern genommen! Ha, wie sie
trübe und naß wie die Pudel zum Vaterhaus zagten und schlichen,
ihre Tracht Prügel und Schimpfe ob schmutziger Kleider zu ernten!
5. Wenn das nächtliche Dunkel die Fluren und Felder noch deckte,
wenn des Frühlichtes Gold bezwang des Schloßberges Waldkamm,
wenn in trübschwerem Schlaf zur Mittagsstunde versunken
ringsum träumte das Land, wenn der Abendluft kühlere Flügel
Glut und Hitze des Tags fern hinter die Berge verscheuchte, —
ob die Bäume bunt färbten ihr Laub, zum Dank an den Schöpfer,
ob die Erde begraben im weichen Teppich des Winters,
immerfort stand ich und wachte und rauschte euch Labsal und Frieden.
6. Viele schon sah ich auf Mutters Arm vorbei mir getragen,
viele erblickt' ich im nachtschwarzen Wagen zu Grabe gefahren...
Und so kam's — und so ging's, bis endlich der rollenden Zeiten
sausendes Rad auch unser friedliches Dasein und Träumen
wegfegt' im Sturm. — Maschinen und Autos in Fülle
brachen herein in unsere Welt; und dem Friedensvertilger,
ihm, dem gefräßigen Moloch Verkehr, der Bäume nicht schonet,
Häuser nicht minder, ihm opfert' zuletzt mich der Spitzhacke Wüten,
trieb ins Exil mich am Ende für Jahre; dort bracht' ich geduldig
hin die verlassene Zeit; doch ahnt' ich: nicht bleibet für ewig
mir bestimmt die Verbannung. Ihr werdet dem Wächter, dem treuen,
nicht für immer verschließen den Ort, den geliebten, den heiß ich
hatte geschlossen ins Herz...

Und also grüß' ich euch heute, wengleich von anderem Orte,
und - gesteh' ich's - klingt's eitel? - in frischem, verjüngtem Gewande,
grüß' euch von Herzen und will euch, so Gott es uns füget,
rauschen jahraus, jahrein, will spenden euch Kühlung und Freude
und das nächtliche Dunkel mit freundlichem Licht euch erhellen!

Eine großzügige Baulanderschließung!

Die Gemeinderäte der Nachkriegsjahre haben sich besonders für
die Förderung des privaten Wohnungsbaues eingesetzt. Pionier der
Erschließung des großen Waderner Neubaugebietes „Ebet“ ein-
schließlich der Bebauung der Gartenfeld- und Kreuzfeldstraße war
der inzwischen verstorbene Bürgermeister Johann Lauer. Über 100
Neubauten wurden im letzten Jahrzehnt im Marktfecken erstellt.
Die Wohnungsnot gilt heute als behoben. Dennoch besteht nach
wie vor eine große Nachfrage nach Bauland in Wadern. Außer den
neu gegründeten Haushalten in der Gemeinde, die daran interessiert
sind, in ihrer Heimat ein Eigenheim zu bauen, hält der Zuzug von
auswärtigen Bauinteressenten weiter an. Über 50 Prozent der Neu-
baubesitzer haben Wadern zu ihrem neuen Wohnsitz erwählt.

Auf dem Wege der freiwilligen Baulanderschließung im Fahr-
waldgelände, an der Egon-Reinert-Straße und an dem Schillerweg
sind neue Bauplätze aus Privatbesitz zur Verfügung gestellt worden.

Inzwischen sind alle gemeindlichen Baustellen im Ebetgelände
veräußert, und die Gemeindeväter stehen vor der Tatsache, die Vor-



Neue Siedlung „Ebet“ in Wadern

aussetzung zur Erschließung von neuem Baugelände zu schaffen. Dies erfordert aber in erster Linie die Bereitschaft der Grundstückseigentümer im Gelände „Mühlenberg“, oberhalb des Tennisplatzes, das als großräumiges Bauungsfeld mit 84 Baustellen zur Zeit der Drucklegung dieses Buches zur Debatte steht. Nach der letzten Statistik hat Wadern 410 Häuser, in denen 490 Haushaltungen wohnen.

Neuer Kindergarten

Ein Kindergarten bestand in Wadern schon lange. Der erste war in den 30er Jahren im ehemaligen HJ-Heim in der Gartenfeldstraße untergebracht. Er fiel in den letzten Kriegstagen im Jahre 1945 einem Bombenvolltreffer zum Opfer. Der Totalschaden erlaubte keinen Wiederaufbau mehr. Später übernahm die katholische Kirchengemeinde den Betrieb des Kindergartens und zwar im Pfarrsälchen, allerdings auf dem etwas beengten Kirchenvorplatz. War jedoch im Pfarrheim eine Veranstaltung vorgesehen, mußte der Kindergarten immer geschlossen werden.

Um diesen Unannehmlichkeiten ein Ende zu bereiten, regte der verstorbene Dechant Klas den Neubau eines Kindergartens an. Dabei gingen die Vorschläge verschiedene Wege, vor allem in der Wahl des Geländes. Schließlich wurde als endgültiger Standort der Platz vor dem Elisabethenkrankenhaus gewählt; in erster Linie, weil die Betreuung der Kinder in den Händen der Schwestern des genannten Hauses liegt. 1954 begann man guten Mutes mit dem Bauvorhaben mit der Absicht, es so schnell wie möglich zu vollenden. Es dauerte aber rund fünf Jahre bis zur Fertigstellung. Der weiche Baugrund brachte die ersten Schwierigkeiten, zugleich eine Verteuerung und Verzögerung, da die Mittel immer schneller als vorgesehen aufgebraucht wurden. Lange Zeit stand der Bau im Rohbau. Erst unter Dechant Becker wurde weitergebaut. Die Gemeinde übernahm zur Restfinanzierung eine Darlehensschuld von 25 000,— DM und schuf damit die Voraussetzung zur endgültigen Fertigstellung.

Der Kindergarten wurde am 1. Dezember 1959 seiner Bestimmung übergeben. Ein modern und neuzeitlich eingerichtetes Haus bietet die Gewähr, daß die Kleinsten von Wadern dort gut aufgehoben sind.

Entwicklung des Volksschulwesens

Bis zum Jahre 1822 bestand nur eine Schulklasse in Wadern für die Ortschaften Wadern, Wedern, Niederlöstern, Oberlöstern, Noswendel, Bardenbach und Morscholz. Der Unterricht für die 124 Kinder wurde in dem Hause Hermann Ludwig, in der Nähe der Kirche,

abgehalten. Später wurden die Stallungen des ehemaligen gräflichen Besitztums in der Oberstraße zu Schulräumen umgebaut.

Nach jahrzehntelangem Bemühen, aus diesem über 200 Jahre alten Gebäude herauszukommen, wurde am 26. August 1952 das in der Gartenfeldstraße neu erbaute Schulhaus bezogen. Die Kosten von rund 250 000,— DM wurden zum größten Teil aus Regierungsmitteln beglichen.

Durch die Einrichtung von 4 Sammelabschlußklassen ist die Zahl der Kinder auf 312 angestiegen. Weil der Platz im Schulgebäude hierfür nicht mehr ausreichend war, wurden drei Klassen im Gebäude des alten Amtsgerichts untergebracht. Weil das nur ein Notbehelf sein kann, ist die Inangriffnahme des zweiten Bauabschnittes geplant. Der Erweiterungsbau sieht die Erstellung von 8 Klassenräumen und eines Gymnastikraumes vor.

Kulturelle und sportliche Belange

Mit der Einrichtung einer Aula im Gebäude des Hochwaldgymnasiums in Wadern ist die Voraussetzung geschaffen worden, auch der Landbevölkerung in modernen Räumen wertvolle Theaterkunst und Konzertveranstaltungen zu bieten. Dank des Verkehrsvereins Wadern und Umgebung e. V. gelang es ab September 1961, das kulturelle Leben im Hochwald zu aktivieren und auf eine beachtliche Höhe zu bringen. Erfreulich ist dabei die Tatsache, daß die Bevölkerung aus den umliegenden Ortschaften sich zu diesen Veranstaltungen sehr aufgeschlossen zeigt. Die Aula selbst bietet in ihrer formschönen und modernen Bauweise das bestgeeignete Forum für solche Darbietungen. Neben verschiedenen Konzertveranstaltungen durch Musikkapellen und Chöre zählt das Saarländische Landestheater unter seinem Intendanten Josef Leidinger, der ein gebürtiger Waderner ist, mit seinen Gastspielen zum Hauptanziehungspunkt. Über 4000 Besucher erfreuten sich in den Spielzeiten 1961/62 und 1962/63 an den Darbietungen dieses Ensembles.

Gegenüber den sportlichen Belangen der Jugend des Ortes zeigte sich die Gemeindevertretung schon immer sehr aufgeschlossen; wird doch im Marktflecken schon über 50 Jahre Sport betrieben.

Nachdem sich der bisherige Sportplatz an der Bahnhofstraße als unzureichend erwies, wurde auf dem Christianenberg 1958/59 eine neue Anlage geschaffen. Aus Anlaß des 50jährigen Bestehens des Turn- und Sportvereins 09 konnte Bürgermeister E. Molter dem damaligen Vereinsvorsitzenden Klaus Clausmann die Sportanlage übergeben. Der einmalige Fußballschlager des Hochwaldes war am Samstag, dem 13. Juni 1959 das Gastspiel des 1. FC Kaiserslautern

mit dem Ehrenspielführer der Deutschen Nationalmannschaft Fritz Walter gegen eine Auswahl des Hochwaldes. Über 3000 Fußballanhänger waren ein absoluter Zuschauerrekord in Wadern. Da die Anlage nach olympischen Maßen erstellt und dank der Initiative von Amtsvorsteher Klein mit einer Rundbahn ausgebaut ist, konnten auch bekannte leichtathletische Mannschaften wie Spora Luxemburg, ATSV Saarbrücken, 1. FC Saarbrücken, Saar 05 Saarbrücken, LC Rehlingen, Sportverein Fraulautern und der Turnverein Mettlach zu Staffelläufen in Wadern anlässlich der Einweihung des Platzes verpflichtet werden. Bei der B-Jugend kam sogar ein Saarlandrekord an diesem Tage heraus. Die Mannschaft des ATSV Saarbrücken lief die 3 x 1000 Meter in 8:24,5 Minuten.

Die Gemeinde investierte für dieses Bauvorhaben rd. 60 000,— DM.

Mit der Wiederbelebung des Turnsportes in der Turnhalle des Hochwaldgymnasiums unterstützte die Gemeinde auch die Arbeit dieser Sportart, indem sie die Miete für die Inanspruchnahme der Turnhalle in ihren Etat übernahm.

Auch für die Schwimm- und Badelustigen wurde in Wadern bereits vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges ein öffentliches Bad am Klosterweiher hergerichtet, der als Vorwärmer dieser Anlage dient. Nicht lange hatte man Freude daran, denn bei einem Bombenangriff im Jahre 1944 wurde die Anlage zerstört. Erst 1954 konnte sie wieder aufgebaut werden und war bis zum Sommer 1962 ein Treffpunkt der Badefreudigen nicht nur aus Wadern, sondern auch aus vielen Gemeinden des Hochwaldbezirkes. Durch Frosteinwirkung im harten Winter 1962/63 hat die Anlage sehr gelitten und erlaubte im Sommer 1963 keinen Badebetrieb. Die Gemeinde plant eine Erweiterung und Modernisierung ihres Bades im Einvernehmen mit der Sportplanungsstelle durchzuführen und hofft, daß das Bad 1964 der Allgemeinheit wieder zur Verfügung gestellt werden kann.

Den kulturellen Vereinen des Ortes half die Gemeinde, soweit es ihre finanziellen Verhältnisse erlaubten. Sie unterstützte unter anderem die Gründung und den Aufbau der Kolpingkapelle durch die Bereitstellung der Mittel zur Anschaffung der ersten Instrumente. Zu den alle drei Jahre von der Karnevalsgesellschaft 1897 organisierten Rosenmontagszügen übernahm die Gemeinde die Kosten der mitwirkenden Musikkapellen. Bei mehreren Vereinsjubiläen zeigte sich die Gemeinde erkenntlich. Am 6. Januar 1963 (Dreikönigstag) gestaltete sie im Einvernehmen mit der Kath. und Evgl. Pfarrgemeinde erstmalig den „Tag der Alten“, der sehr großen Anklang fand.

Ein modernes Gymnasium

Schon seit 1952 wurde die Errichtung eines Gymnasiums in Wadern erwogen, um die Voraussetzung zu schaffen, auch den Kindern aus den abgelegenen Hochwalddörfern die Möglichkeit zu geben, ihr Wissen in einer höheren Schule zu erweitern, was zuvor durch den weiten Anfahrtsweg und die damit verbundenen Kosten nicht für alle Begabten möglich war.

1956 sicherte dann der verstorbene Ministerpräsident Egon Reinert die Eröffnung eines Progymnasiums zu. Die Wahl des Standortes bedurfte vieler Verhandlungen der Gemeinde mit den Grundstückseigentümern. Ursprünglich war geplant, das Gymnasium im Gelände „Mühlenberg“ zu erstellen. Später wurde der Klostergarten am Christianenberg in Betracht gezogen. Zuletzt hielt man schließlich das Gelände „Am Kaisergarten“ für geeignet, was sich bei der hier vorhandenen Möglichkeit der räumlichen Ausdehnung auch wirklich als beste Lösung erwiesen hat. Hier waren die Grundstücksbesitzer bereit, auf Intervention der Gemeinde unter günstigen Verkaufsbedingungen ihre Parzellen zur Verfügung zu stellen. So wurde dann mit den Bauarbeiten begonnen und im Frühjahr 1959 konnte Ministerpräsident Dr. Röder in seiner Eigenschaft als Kultusminister den 1. Spatenstich vornehmen. Die Planung und Bauleitung lag in Händen von Oberbaurat Latz vom Staatlichen Hochbauamt Saarlouis, das für die Dauer der Bauzeit an der Baustelle ein eigenes Büro eingerichtet hatte. Ostern 1961 war das Bauvorhaben soweit fertiggestellt, daß der Unterricht dort anlaufen konnte, der bis dahin in den von der Amtsverwaltung Wadern hergerichteten Räumen im ehemaligen Amtsgerichtsgebäude gegeben wurde. Bis Ostern 1963 waren alle Klassen des Realprogymnasiums ausgebaut, und die ersten Schüler konnte auf die Vollarbeiten übergehen. Wadern wartet nun auf den Ausbau der Anstalt zum Vollgymnasium. Als ein imposanter Neubau präsentiert sich heute auf der Höhe des Kaisergartens diese Bildungsstätte. Das 126 Meter lange Gebäude beherrscht das Bild Waderns und ist zum neuen Wahrzeichen des Ortes geworden. Es überragt eindrucksvoll den Marktflecken und das ganze Wadrillbachtal, wie man auch andererseits von ihm aus einen weiten Blick ins ganze Land hat.

Das neue Gymnasium, sowie der Neubau des Postamtes in der Bahnhofstraße, der nach langjährigen Bemühungen z. Zt. im Rohbau fertig ist, bestätigen erneut die Bedeutung Waderns als Zentralort des Hochwaldgebietes.

Wadern, Oktober 1963

R. Heinrichs
N. Karls